



Nr.28

**Autorenpatenschaften
Nr. 28**

Für den Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V.
im Rahmen des Projektes „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Forschung und Bildung

herausgegeben von
Jens Schumacher und **Jürgen Jankofsky**

mitteldeutscher verlag

Herausgeber: Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.
Im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

Umschlaggestaltung: Claudia Lichtenberg
Redaktion: Jürgen Jankofsky
Layout und Satz: Heike Lichtenberg

Weitere Informationen über die „Autorenpatenschaften“ über:
www.boedecker-buendnisse.de

Alle Altersangaben beziehen sich auf die Entstehungszeit der Arbeiten.

2017
© mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)
www.mitteldeutscherverlag.de

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-95462-822-3

Printed in the EU

Zum Geleit

Als Initiative im Rahmen des Programms „Kultur macht stark“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung gründete der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise deutschlandweit lokale „Bündnisse für Bildung“, die „Autorenpatenschaften“ organisieren: Professionelle Kinder- und Jugendbuchautoren führen bildungsbenachteiligte 8- bis 18-Jährige, denen ein Zugang zum Lesen und zur Literatur fehlt, an das Lesen und Schreiben literarischer Texte heran. Heranwachsende entdecken mit Hilfe von professionell Schreibenden neue Ausdrucksformen und erschließen sich einen neuen Erfahrungshorizont.

Vor allem bei Autorenbegegnungen und in Schreibwerkstätten entwickeln die Teilnehmer/-innen eigene Texte, welche unter Anleitung der Autoren/-innen in einem intensiven Entstehungs- und Wandlungsprozess diskutiert, bearbeitet und vorgetragen werden.

Für die hier dokumentierte „Autorenpatenschaft“ im Bundesland Saarland schlossen der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V., die Partnerschaftliche Erziehungshilfe e. V. Riegelsberg, die Buchhandlung Drachenwinkel Dillingen sowie der Friedrich-Bödecker-Kreis Saarland e. V. ein lokales Bündnis. Als Autorenpatente wirkte vom Januar bis Dezember 2017 Jens Schumacher. Als Koordinatorin vor Ort fungierte Katrin Armbrust, die Geschäftsführerin des Friedrich-Bödecker-Kreises Saarland e. V.

Am Ende einer jeder Autorenpatenschaft gibt schließlich eine Publikation vielseitige und vielfältige Einblicke in das jeweilige, gemeinsame Projektjahr – nicht zuletzt, um zur Weiterführung und Nachahmung anzuregen.

Jürgen Jankofsky

Stellv. Bundesvorsitzender der Friedrich-Bödecker-Kreise

„Grusel, Spannung fremde Welten“

Sich ausdrücken zu können ist wichtig. Andere Menschen verstehen zu können ist wichtig. Wer nicht erfasst, was andere meinen, wer sich selbst nicht verständlich machen kann, hat im Leben keine Chance, weder beruflich noch privat.

Lesen kann helfen, das ist schon lange bekannt. Wer viel und regelmäßig liest, erweitert seinen Wortschatz, schult seine Auffassungsgabe und trainiert das Gehirn. Und ist die Lektüre gut, bereitet das Lesen „ganz nebenbei“ noch eine Menge Spaß.

Selber Texte zu verfassen stellt für viele den Beginn einer intensiveren Auseinandersetzung mit Literatur dar. Wer selbst schon einmal geschrieben und sich Gedanken darüber gemacht hat, wie ein Text funktioniert, wie das Geschriebene beim Leser ankommt, der wird hinterher auch fremde Texte mit anderen Augen lesen. Deswegen sind Maßnahmen wie Schreibwerkstätten so wichtig.

Thema des saarländischen Schreibprojekts 2017 im Rahmen von „Bündnisse für Bildung“ waren diesmal gruselige Geschichten, Erzählungen, die uns die Haare zu Berge stehen lassen und uns dazu veranlassen, die Lampe die ganze Nacht über brennen zu lassen. Die Faszination, die für Jugendliche jeden Alters vom Unbekannten, Mysteriösen ausgeht, sollte gezielt für das Erstellen eigener phantastischer Erzählungen genutzt werden.

Nach Vorstellung des Projekts im Rahmen einer Autorenbegegnung mit Jens Schumacher in der Buchhandlung Drachenwinkel am 19. Januar 2017 konnten sich interessierte Jugendliche zwischen zehn und 16 Jahren für das Projekt anmelden. Die Jugendlichen kamen aus verschiedenen Wohn- und Tagesgruppen des Vereins Partnerschaftliche Erziehungshilfe e. V., Träger eines differenzierten Verbundsystems unterschiedlicher Erziehungs- und Jugendhilfformen. An mehreren Standorten im Saarland bietet diese Einrichtung im Falle von Schwierigkeiten im sozialen Umfeld, der Schule oder im familiären Bereich rund 100 Minderjährigen und ihren Familien therapeutische Unterstützung und Hilfe bei der Erziehungsarbeit an. Die Jugendlichen entstammen in vielen Fällen einem Umfeld, in dem die Auseinandersetzung mit Büchern und Literatur nicht bzw. nur bedingt möglich ist oder aus den unterschiedlichsten Gründen nicht unterstützt wird. Mit dem Projekt „Grusel, Spannung, fremde Welten“ sollte den Jugendlichen ein Angebot gemacht werden, sich auf spielerische und unterhaltsame Weise mit Literatur und dem Verfassen eigener erzählender Texte zu beschäftigen.

Im Rahmen regelmäßiger Schreibtreffs lernten die Teilnehmer, mit einfachen Mitteln Hauptfiguren zu konzipieren, eine Timeline der zu erzählenden Ereignisse anzulegen und generell ihr Material vor der Verschriftung zu organisieren. Wer dauerhaft mitmachte, durchlief spielerisch und ohne Zwang die unterschiedlichen Entstehungsphasen eines Textes: Rohfassung (oft handschriftlich), getippte Fassung (am

Computer), erste Korrekturrunde, Probelektüre als Papierausdruck (u. U. zusammen mit anderen), Schlussredaktion. Zwischen den regulären Sitzungen, in denen sich die Gruppe zum Schreiben zusammenfand, gab es immer wieder themengebundene Sonderveranstaltungen, die auf interdisziplinäre Weise für zusätzlichen Input und gesteigerte Schreibmotivation sorgten: Autorenlesungen, Illustrations- und Make-up-Workshops sowie eine Lektion zum Vorlesen von Texten.

Der Öffentlichkeit vorgestellt wurden die fertigen Geschichten dann am 30.11.2017 im Rahmen einer stimmungsvollen Präsentation in der Buchhandlung Drachenwinkel, wo die jungen AutorInnen Auszüge aus ihren Texten vorlasen und von der Arbeit in der Schreibgruppe berichteten.

Das Spektrum der Ergebnisse ist ebenso breit wie das der Stärken und individuellen Interessen ihrer Verfasser. Von spannenden über lustige bis hin zu grotesken und dramatischen Geschichten ist alles vertreten, und alle sind sie in hohem Maße lesenswert.

Jens Schumacher

„Es kann einfach jeder Schß passieren!“**

***Warum Lesen cool ist und Fantasy-Geschichten noch cooler
Eine Momentaufnahme innerhalb der Schreibgruppe***

Wenn man eine eigene Geschichte schreiben möchte, ist es nützlich, sich zunächst klar zu machen, weshalb man selbst gern liest bzw. was einem an den Büchern, die einen in der Vergangenheit begeistern konnten, am besten gefallen hat. Um dies herauszufinden, setzte sich die Schreibgruppe aus Köllerbach einen Nachmittag lang zusammen, stellte sich Fragen und diskutierte angeregt.

So unterschiedlich die Zusammensetzung der Gruppe, so verschieden waren auch die ersten Aussagen zu Literatur und Lesen generell. Einem guten Teil der Jugendlichen bedeutete Lesen „extrem viel“ (Charline, 13), sie verschlangen sogar dickste Wälzer regelmäßig und mit Genuss. Ihnen gegenüber stand eine deutlich kleinere Gruppe, für die Lesen „nicht so wichtig“ ist (Lisa, 14).

Melissa (15) schätzt beim Lesen generell „die Vielfalt“. Sie findet es toll, dass dasselbe Buch „an unterschiedlichen Stellen der Geschichte spannend, lustig, gruselig oder auch traurig“ sein kann.

„Lesen ist für mich Entspannung“, berichtet Lara (15). „Lesen hilft mir, dem Alltag zu entfliehen.“ Ein gutes Buch, das hat sie schon oft erlebt, kann einen „nachts endlos wach halten, einen ganz und gar in eine fremde Welt entführen und manchmal sogar zum Weinen bringen.“

Den emotionalen Aspekt des Lesens hebt auch Charline (13) hervor: „Es macht mir zunächst mal Spaß. Zugleich kann es auch tiefe Emotionen vermitteln, an denen man im realen Leben nicht teilhaben könnte.“ Sie erinnert sich: „Früher, in einer Phase, als ich nur wenige Freunde hatte, habe ich ganz viel gelesen. Ich konnte mich dann in ferne Welten zurückziehen und eine andere Person sein. All meine realen Probleme waren vergessen.“ Neben dem Umstand, dass „Geschichten Großes vollbringen und bewegen können“ sieht Charline beim Lesen noch einen positiven Nebeneffekt: „Wer viel liest, kann dadurch sein Deutsch, seine Grammatik verbessern, was fürs spätere Leben eindeutig von Vorteil ist.“ Maurice (15) gibt dem Lesen in seiner persönlichen Beliebtheitsrangliste klar den Vorzug vor der Schule. „Beim Eintauchen in eine Geschichte kann man jemand anderes sein“, pflichtet er Charline bei. „Egal, mit wem man sich identifiziert, es ist okay.“ Er schätzt die thematische Ungebundenheit von Literatur, die es ihm – anders als beim Fernsehen, wo er nehmen muss, was angeboten wird – ermöglicht, sich Geschichten ganz nach seinem persönlichen Geschmack auszusuchen. „Ich mag gern spannende Geschichten, am liebsten ganz düstere und mordlustige“, bekennt er.

Die Diskussion verlagert sich nun vom Lesen generell hin zu Art und Gattung der Geschichten, mit denen die Jugendlichen am liebsten ihre Zeit verbringen. Rasch kristallisiert sich heraus, dass Mädchen wie Jungen Erzählungen voller Magie und Zauberei, angesiedelt in fremden Welten voll unvorstellbarer Kreaturen, „am coolsten“ finden (Ricco, 12).

Das scheint auf den ersten Blick nicht verwunderlich, kennt doch heutzutage quasi jede(r) Jugendliche Fantasy-Filme wie *Der Herr der Ringe*, *Harry Potter* oder *Der Hobbit* aus Kino oder TV. Im weiteren Verlauf des Gesprächs stellt sich allerdings heraus, dass phantastische Geschichten auch im Medium Buch, also wenn es ums Selberlesen geht, in der Beliebtheit der Workshopteilnehmer weit oben stehen: Buchserien wie *Percy Jackson*, *Warrior Cats*, *House of Night* oder *Twilight* gehören für viele zur Standardlektüre, die man nur zu gern freiwillig in den Rucksack packt, um sie auf der Klassenfahrt oder in einer Freistunde zu zücken, oder mit der man am Abend unter die Bettdecke kriecht.

Befragt, was ihnen an phantastischen Geschichten und Büchern besonders gefällt, wissen die Jugendlichen sofort zahlreiche Punkte aufzuzählen:

Melissa schätzt Fantasy, weil die geschilderten Ereignisse meistens ungleich abenteuerlicher ausfallen als die Ereignisse in „normalen“, also realistischen Geschichten.

Melinda (14) hat ebenfalls ein Faible für phantastische Geschichten. Im Gegensatz zur Realität, die nur allzu bekannt und deswegen häufig langweilig sei, gebe es in einer Fantasy-Geschichte „interessante neue Dinge zu lernen – über fremde Kreaturen, exotische Orte oder all die interessanten Personen, die dort leben.“

Auch Alexander (14) gibt beim Lesen phantastischen Geschichten den Vorzug – weil sie „so ganz anders sind als die Wirklichkeit und dort *alles* möglich ist“. Das phantastische Element sorgt für ihn auch beim Schreiben eines eigenen

Textes für den besonderen Kick: „Eine phantastische Geschichte darf alles: einen erschrecken, zum Nachdenken bringen, lustig sein ... Es kann einfach jeder Sch**ß passieren!“ Ricco (12) schätzt an Fantasy, „dass dort Zauberei möglich ist“. Er liebt magische Wesen wie Drachen, Trolle oder Orks – sie „sorgen in den Geschichten für Action“. Lustiges, Dramatisches und Gruseliges könne in solchen Stories am besten Seite an Seite passieren, nichts sei unmöglich oder verboten. Dieser inhaltliche Freiraum, darin sind sich die Jugendlichen einig, stellt den besonderen Reiz dieser Literaturgattung dar. Bei einem so weit gesteckten Spektrum ist es kein Wunder, dass wenig später alle Teilnehmer für ihre eigene Geschichte leicht ein Thema finden, welches ihrem persönlichen Gusto entgegenkommt: Computerspiel-inspiriertes Heldenepos, actionlastiges Zeitreiseabenteuer oder klassische Gruselgeschichte voller Monster – alles ist möglich. Und dafür, dass beim Schreiben (anders als z. B. beim Schulaufsatz) der Spaß nicht zu kurz kommt, sorgt nicht zuletzt der von Alexander so treffend auf den Punkt gebrachte Umstand: „Es kann einfach jeder Sch**ß passieren!“

Ricco Rainski (13)

Rizzos Reise in die Zukunft

Die Schüler redeten und redeten, während sie in der Technik-AG an ihren Apparaten arbeiteten.

„Ich bin fertig!“, rief plötzlich ein Schüler namens Rizzo.

Der Lehrer hörte ihn nicht, er war abgelenkt von dem Gequatsche der Schüler. Rizzo begutachtete noch einmal die Laserbrille, die er konstruiert hatte, dann ging er damit nach vorn zum Pult des Lehrers. „Ich bin fertig mit meiner Laserbrille“, sagte er.

Der Lehrer lachte so laut, dass alle Schüler verstummten. „Eine Laserbrille?“, rief er prustend. „OK, dann führ uns deine Laserbrille mal vor!“

Rizzo fragte: „Worauf soll ich damit schießen?“

„Tisch“

„OK.“ Rizzo setzte die Laserbrille auf, und eine Sekunde später lag der Tisch in zwei Hälften am Boden.

Lehrer und Mitschüler glotzten erstaunt. Der Lehrer rief: „Das war der Hammer! Du bist bestimmt der erste und einzige Mensch, der eine funktionierende Laserbrille gebaut hat!“

„Ich kann es halt“, sagte Rizzo.

„Dafür darfst du fünf Monate Praktikum in einer ganz besonderen Einrichtung machen.“

„Wann?“, fragte Rizzo.

„Ab jetzt! Die Adresse lautet Talstraße 9.“

Die anderen Schüler waren neidisch auf Rizzo. Der packte seine Schulsachen zusammen und rannte aus der Klasse.

Zuerst lief er nach Hause.

„Warum kommst du so früh aus der Schule?“, fragte Rizzos Mutter.

„Ich darf fünf Monate Praktikum machen!“, rief er aufgeregt. „Der Lehrer wird noch anrufen und dir alles erklären.“

„In Ordnung, Rizzo“, sagte seine Mutter. „Aber wenn dein

Lehrer nicht hier anruft und du geschwindelt hast, gibt es drei Monate Hausverbot!“

„OK, versprochen.“

Rizzo lief nach draußen. Mit Bus und Zug fuhr er in die Talstraße. Über der Tür des Gebäudes mit der Hausnummer 9 hing ein Schild mit der Aufschrift „Computer RePaRaTuR“. Neugierig klopfte er an die Tür.

Die Tür ging auf, und ein Mann mit grauem Bart stand vor ihm. „Hast du die Laserbrille dabei?“

„Woher wissen Sie von meiner Laserbrille?“, fragte Rizzo.

„Dein Lehrer hat mir davon erzählt“, sagte der Mann.

„Komm rein.“

Rizzo trat ein. „Soll ich Ihnen die Brille vorführen?“

„Nein, danke. Das kannst du später machen. Zunächst mal zeige ich dir, wie man Computer repariert und Viren beseitigt.“

„OK.“

Wenig später saß Rizzo am Computer und lernte Viren zu entfernen. Nach einer Weile sagte der Wissenschaftler: „Ich gehe aufs Klo, einen braunen Bob in die Bahn schicken.“

„So genau wollte ich es gar nicht wissen“, antwortete Rizzo.

Kaum war der Mann auf der Toilette verschwunden, nutzte Rizzo die Gelegenheit und erforschte das Haus.

Er entdeckte eine Tür, auf der groß und fett stand: KEIN ZUTRITT! Sofort ging er hin und probierte die Klinke. Die Tür war verschlossen.

Da merkte er, dass unter dem Teppich etwas Hartes lag. Er schaute nach und fand einen Schlüssel – wahrscheinlich den zu der verschlossenen Tür.

Der Schlüssel passte, und Rizzo öffnete die verbotene Tür. Dahinter lag ein Labor voller Computer und technischer Apparate, wie man es sonst nur aus dem Fernsehen oder aus Comicbüchern kannte.

Beeindruckt startete Rizzo die Knöpfe und Tasten an. Da ertönte von draußen die Stimme des Wissenschaftlers: „Rizzo, wo bist du?“

Der Mann merkte, dass Rizzo die verbotene Tür geöffnet hatte. Schnell kam er ins Labor gerannt. Bevor er Rizzo erreichte, stolperte er jedoch und stürzte, wobei er mit dem Kopf auf einen roten Sensor fiel.

Plötzlich erstrahlte das Labor in einem grellen Licht, und Rizzo wurde ohnmächtig.

Als er die Augen wieder aufschlug, stellte er erstaunt fest, dass alles ganz anders aussah als vorher: Er war im Freien, ringsum gab es Häuser, die in Flammen standen – wie in Syrien, nur noch schlimmer. Auf einem riesigen Schlachtfeld kämpften Rebellen gegen riesige Cyborgs.

Plötzlich stand ein Cyborg direkt vor Rizzo. Er verwandelte seine Hand in ein Minigun und sagte: „Komm mit mir. Ich bringe dich in Sicherheit!“

Rizzo hatte keine andere Wahl und rannte mit ihm.

„Komm dicht neben mich, Junge“, rief der Cyborg. „Ich öffne Teleportationsportal!“

„OK!“ Rizzo trat dicht neben den Cyborg.

Da kam auf einmal ein riesiger Roboter auf sie zugelaufen. Er wollte sie angreifen!

„Ähhh, du ...?“, sagte Rizzo.

„Ja?“, sagte der Cyborg und tippte auf einem Display an seinem linken Handgelenk herum.

„Da kommt gerade ein fetter Roboter auf uns zu – und du bist auf Facebook?“, schrie Rizzo. „Nicht dein Ernst, oder?“

„WAS?“ Der Cyborg erschrak und sah auf. „Nächstes Mal sag mir das früher!“

Der Riesenroboter schoss jetzt mit seinen Laseraugen auf sie, doch der Cyborg schnappte Rizzo und sprang mit ihm gerade noch rechtzeitig beiseite.

Rizzo holte seine Laserbrille heraus und schoss ebenfalls. Er traf den Riesenroboter mitten in sein Robotergesicht. Er explodierte.

„Voll in die Fresse!“, rief Rizzo.

Der Cyborg sah ihn dumm an.,,

„Was glotzt du? Bin ich ein Kino?“, fragte Rizzo.

„Äh ... nein. Aber du bist erst zwölf Jahre alt und hast eine Laserbrille. Das kann doch nicht ...“

„Warum hast du mich gerettet?“, fragte Rizzo.

„Du bist ein Mensch.“

„Na und? Du bist ein Ckibog. Und die anderen Ckibogs hier kämpfen *gegen* die Menschen, nicht mit ihnen.“

„Erstens heißt es ‚Cyborg‘, und zweitens habe ich als einziger Cyborg nicht das Virus abbekommen, das einen aggressiv und gefährlich macht. Wir müssen jetzt zum Hauptquartier!“

Gemeinsam liefen sie auf ein leuchtendes Teleportationsportal zu, das drei Meter breit und hoch war.

Ein weiterer greller Lichtblitz, und sie standen im Hauptquartier der Rebellen. Sofort kamen Wissenschaftler und legten Rizzo auf ein Hologrammsystem, um ihn zu untersuchen.

Eine halbe Stunde scannten sie ihn, dann sagte ein Mädchen, das auch im Hauptquartier arbeitete: „Wie es aussieht, bist du 1000 Jahre in die Zukunft gereist.“

„WAS?“, schrie Rizzo.

„Du musst eine Zeitmaschine benutzt haben, die auf dieses Datum eingestellt war.“

„Das stimmt nicht! In dem Labor ... vor 1000 Jahren ... da gab es einen Kurzschluss oder so was ...“

„Ich werde dir erklären, was seit der Zeit, aus der du kommst, hier passiert ist“, sagte das Mädchen. „Bei uns gibt es ein Virusproblem. Bis vor etwa 300 Jahren waren die Cyborgs gut und haben den Menschen geholfen. Vor 200 Jahren hat dann ein Mann namens Roules einen Cyborg gekauft und ihn umgebaut. Vor 100 Jahren hackten dann einige Hacker unsere Cyborgs, die daraufhin aggressiv und kriegerisch wurden, und hetzten sie auf uns. Seitdem herrscht Krieg.“

„Wie viele dieser Hacker gib es?“, fragte Rizzo. „Vielleicht kann ich sie ausschalten. Dann wäre die Bedrohung durch die Cyborgs vorbei.“

„Wir glauben, dass es zwei Ober-Hacker gibt“, sagte sie. „Der erste heißt wie gesagt Roules, der zweite ist der wahre Boss und wohnt in Asien, von wo er insgesamt 3.275.998 Cyborgs lenkt.“ Das Mädchen streckte Rizzo eine Hand hin. „Ich heiße übrigens Lana.“

„Ich bin Rizzo“, sagte Rizzo. „Wie heißt der zweite Ober-Hacker?“

„Wir wissen es nicht. Aber vielleicht kannst du es herausfinden“, sagte Lana.

„Ich werde mein Bestes geben, um die Cyborgs von dem Virus zu befreien und die Menschheit zu retten.“

„Dann beweg mal besser deinen dicken Po in den Kampf!“, sagte Lana kichernd. „Hier hast du etwas Ausrüstung: ein Schwert, einen Handschuhscanner, deine Laserbrille, die wir für dich poliert haben, und zu guter Letzt dein wertvollster Gegenstand ... ein Stift!“

„Äh, Lana ... Ist das dein Ernst?“, fragte Rizzo dümmlich.

„Er ist wertvoll“, sagte sie grinsend. „Und jetzt los! Ich kenne den Ort, wo sich Roules, der erste Ober-Hacker versteckt.“

„Dann lass uns loslegen!“

„OK. Bleib mal zehn Sekunden still stehen.“

Lana betätigte die Knöpfe eines weiteren Teleportationsportals, und alles wurde weiß. Einen Sekundenbruchteil später stand Rizzo in einer großen Halle voller Cyborgs. Einer nahm ihn sofort ins Visier und sagte: „E-li-mi-nie-ren!“

„W-w-was?“, stammelte Rizzo.

Schon schoss der Cyborg mit seinen einzigen roten Auge auf ihn. Blitzartig sprang Rizzo zur Seite, dann zog er seine Laserbrille aus dem Rucksack, setzte sie auf und feuerte, bis alle Cyborgs um ihn herum erledigt waren.

„Ich dachte, das würde schwieriger werden“, murmelte er zufrieden.

Etwa 100 Meter vor sich sah er ein blau leuchtendes Por-

tal. Als Rizzo darauf zuing, sprang auf einmal eine riesige Roboterspinne vor ihn. Auf ihrem Rücken saß ein Mann – wahrscheinlich Roules, der erste Hacker.

„Roules, geh mir aus dem Weg mit deinem Spinnenvieh!“, schrie Rizzo wie ein Mann.

„Zwing mich doch“, erwiderte der Hacker höhnisch und schwenkte die Fernsteuerung, mit der er sein Reittier lenkte. „Ach, halt die Klappe.“ Rizzo packte den Stift aus, den Lana ihm gegeben hatte, und warf ihn. Er traf genau die Fernsteuerung in Roules’ Hand und zerstörte sie. Sofort fielen der Roboterspinne die Beine ab, dann explodierte sie.

Roules stürzte zu Boden. „Was bist du?“, stammelte er und starrte Rizzo erstaunt an. „Du bist doch nur ein Kind ... und du hast mich besiegt, indem du einen Stift auf mich geworfen hast?“

Rizzo fesselte ihn mit Handschellen und ging dann weiter auf das blaue Portal. Eine Stimme in seinem Innern warnte ihn, das Portal könnte eine Falle sein. Also scannte er es zuerst mit dem Handschuh, den ihm Lana mir gegeben hatte. Das Ergebnis mailte er ans Hauptquartier.

„Du brauchst ganz schön lange, Kleiner“, kicherte Roules.

„Warum lachst du? Du Vollidiot hast gegen MICH verloren“, erinnerte ihn Rizzo.

Er packte den Mann, warf ihn sich über die Schulter und teleportierte sie beide mit dem Handschuh zurück ins Hauptquartier.

Dort wurde Roules von den Rebellen untersucht. In seiner Kleidung fand man die Koordinaten des Verstecks des zweiten Anführers der Hacker, eines Mannes namens Krülenn.

„Rizzo, das hast du gut gemacht“, lobte Lana. „Der erste Hacker ist in unserer Hand und ausgeschaltet.“

„Ich kann es halt“, sagte Rizzo.

Ein General kam und sagte: „Ruh dich etwas aus, Rizzo. Schon bald wirst du dich zusammen mit Lana auf den Weg zu Krülenn machen.“

Während man Roules ins Gefängnis brachte, entspannte sich Rizzo etwas. Schließlich kam der General wieder und sagte: „Ihr müsst jetzt gehen. Warte kurz, Rizzo, ich muss dir noch etwas geben. Hier, das kannst du sicher brauchen.“

„Noch ein Bleistift? Ist das Ihr Ernst?“

„Ja, Rizzo. Immerhin hast du Roules auch mit nichts als einem Stift besiegt, oder?“

„Aber vielleicht ist dieser Krülenn ja klüger und stärker als Roules“, wandte Rizzo ein.

„Genug gequatscht“, befahl der General. „Jetzt müsst ihr den zweiten Hacker erledigen!“

„Ich teleportiere uns“, sagte Lana.

„Dann mach mal“, sagte Rizzo.

BLITZ!

„Wir sind da“, sagte Lana.

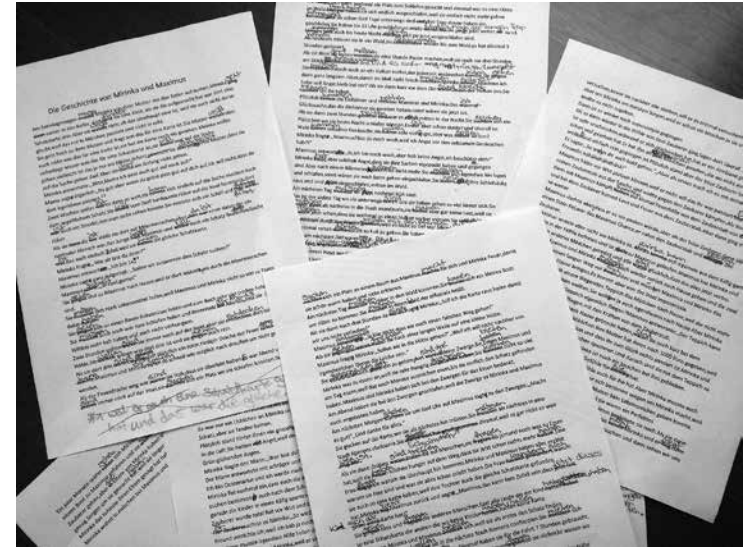
Sie sahen sich um.

Sie waren in einem Labyrinth aus zehn Meter hohen Metallwänden gelandet. Zwei Tage lang irrten sie durch die Gänge, bis sie endlich Krülenns Versteck im Herzen des Irrgartens erreichten.

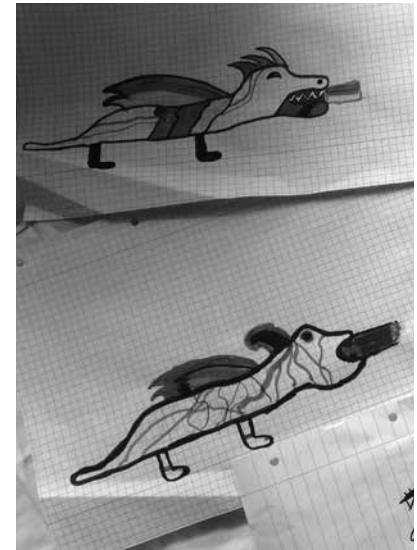
Doch kaum trat Rizzo in die große Computerzentrale, war plötzlich Lana verschwunden!



Die Schreibgruppe beim Ausdenken, Grübeln, Konzipieren, ...



... Korrigieren und - natürlich - Schreiben



„Lana? LANA? Wo bist du?“, rief er. „Mach jetzt bloß keine Witze ...LANA!“

Er suchte überall, doch es gab keine Spur von ihr.

„Suchst du vielleicht die hier?“, donnerte plötzlich eine Stimme.

Eine hellblaue, schwebende Hand erschien vor Rizzo, und in ihr gefangen war – Lana!

„Lass sie los, Krülenn!“, rief Rizzo.

„Zwing mich doch!“, entgegnete der Anführer der Hacker, der am anderen Ende des Raums stand, von wo er die blaue Hand fernsteuerte.

Rizzo setzte die Laserbrille auf und schoss auf Krülenn. Doch der wich den Schüssen aus.

Rizzo sah sich um. Die Wände des Raums waren mit riesigen Spiegeln verkleidet. Das brachte ihn auf eine Idee ...

Blitzschnell berechnete er den richtigen Winkel. Dann schoss er auf einen bestimmten Spiegel in der Ecke. Der Laserstrahl wurde so abgelenkt, dass er ganz genau Krülenns linke Arschbacke traf.

„Aahgt“, stöhnte der Hacker, ließ einen letzten Furz fahren und zerfiel zu Asche.

„W.T.F. ... Was war das denn?“, wunderte sich Rizzo.

Da hörte er plötzlich einen gellenden Schrei.

„Oh, shit – Lana!“

Die blaue Hand, die Krülenn ferngesteuert hatte, war mit seinem Tod verschwunden. Lana stürzte aus mehreren Metern Höhe zu Boden.

„Ich muss sie auffangen!“

Rizzo rannte, so schnell er konnte, und schaffte es, Lana aufzufangen.

„Wir haben es geschafft!, sagte er zu ihr. „Die Bedrohung durch die Hacker ist vorbei!“

„Sofern es keine weiteren Hacker gibt“, sagte Lana unheimlich. „Ich teleportiere uns jetzt zurück ins Hauptquartier. Aber ich fürchte, der Kampf ist noch nicht vorbei ...“

Lisa-Marie Bär (14)

Die Geschichte von Miria und Maximus

Am Samstagmorgen musste Miria auf Wunsch ihrer Mutter den Keller aufräumen. Im Keller fand sie eine Kiste, die sie neugierig öffnete. Darin war eine Schatzkarte mit einer eingezeichneten Route. Aber Miria wusste nicht, ob die Karte tatsächlich den Weg zu einem Schatz wies. Eigentlich glaubte sie das nicht, weil so etwas sonst nur in Märchen passierte. Sie ging nach oben zu ihrer Mutter und fragte sie, was das für eine Karte sei. Die Mutter wusste es aber auch nicht, sie hatte die Karte noch nie gesehen.

Miria wollte unbedingt wissen, was mit der Schatzkarte auf sich hatte, daher beschloss sie, sich auf die Suche zu machen und herauszufinden, ob es sich nur um einen blöden Scherz oder um die Wahrheit handelte. Sie fragte ihre Mutter, ob sie sich auf die Suche machen durfte. Zunächst war die Mutter dagegen.

Miria bettelte: „Bitte, Mama!“

Mama sagte genervt: „Na gut. Aber wenn du gehst, pass gut auf dich auf. Ich will nicht, dass dir irgendwas passiert.“

Zwei Wochen später war es endlich so weit. Miria durfte sich auf die Suche machen nach dem angeblichen Schatz. Sie wollte dem Weg auf der Karte zunächst von ihrem Heimatdorf Turdusania hinüber auf die Insel Formouria folgen. Sie mietete sich ein Boot und fuhr los.

Auf Formouria angekommen, stieß sie auf einen Stamm von Meermenschen – Wesen, die beinahe aussahen wie Menschen, aber mit Kiemen atmeten und unter Wasser leben konnten. Sie traf auch einen Jungen, der ein normaler Mensch war. Er hieß Maximus. Als sie sich mit ihm unterhielt, stellte sich heraus, dass auch er von zu Hause losgezogen war, um einen Schatz zu finden. Das war ein merkwürdiger Zufall. Und es wurde noch merkwürdiger, als sie feststellten, dass sie beide die gleiche Schatzkarte hatten.

Miria fragte: „Wie alt bist du, Maximus?“

Maximus antwortete: „Ich bin 14.“

„Wollen wir zusammen nach dem Schatz suchen?“, schlug Miria aufgeregt vor.

„Ja cool, gerne!“

In dem Ort, wo Maximus lebte, besorgten sie sich zuerst ein paar Lebensmittel, weil sie beide nicht viel zu Essen dabei hatten. An einer Palme pflückten sie sich Kokosnüsse, und aus einem Bach besorgten sie sich Wasser. Auch Sachen zum Schlafen und Brennholz brauchten sie, damit es ihnen Abends in der Wildnis nicht kalt wurde.

Schließlich machten sie sich auf den Weg. Nach ein paar Stunden Marsch entdeckten sie eine Höhle. Da sie wissen wollten, was darin war, gingen sie hinein.

Plötzlich kam ein riesiger roter Drache auf sie zu, der Feuer spuckte. Maximus und Miria rannten so schnell wie möglich wieder nach draußen, um nicht geröstet zu werden.

Froh, dass sie überlebt hatten, wanderten sie weiter. Als es Abend wurde, suchten sie sich einen Platz zum schlafen. Am Fuß eines Baums schlugen sie ihr Lager auf. Maximus machte für sich und Miria Feuer, damit sie es schön warm hatten und nicht erfroren.

Am nächsten Tag mussten sie die Insel verlassen und auf eine andere übersetzen. Dort, im Wald von Effususla, ging die Route zum Schatz laut Karte weiter. Sie bauten sich ein kleines Boot und fuhren los.

Nach drei Stunden kamen sie an. Miria fragte: „Soll ich die Karte rausholen, damit wir uns nicht verlaufen?“

Maximus antwortete: „Ja. Nicht, dass wir noch einen falschen Weg gehen!“

Sie überprüften die Richtung auf der Schatzkarte und marschierten los.

Nach einem Tagesmarsch stießen sie auf eine kleine Hütte. Maximus fragte: „Sollen wir reingehen? Das wäre ein sicherer Ort für die Nacht. Ich will nicht irgendwelchen Tieren als Abendessen dienen.“

Sie entschieden sich, die Hütte zu betreten.

Drunten trafen sie auf drei Zwerge. Zum Glück waren die

Zwerge freundlich, sie boten Maximus und Miria sogar zu essen an, weil die beiden sehr hungrig aussahen. Sie hatten den Tag über nicht viel gegessen, um ihre Vorräte zu schonen. Maximus und Miria stärkten sich und bedankten sich bei den Zwergen. Da die Zwerge nichts dagegen hatten, übernachteten sie in der Hütte.

Am nächsten Morgen standen sie um fünf Uhr in der Früh auf. Maximus sagte zu den Zwergen: „Macht es gut! Und danke für alles.“

Sie schauten auf der Karte nach, wohin sie als Nächstes mussten. Der nächste Punkt auf der Route war eine Stadt Namens Cludoania.

Da die Stadt nicht weit entfernt lag, erreichten die beiden sie rasch. In der Stadt trafen sie auf Menschen. Da sie ihre Vorräte schon fast aufgebraucht hatten und hungrig waren, baten sie diese um etwas zu essen.

Eine Frau wollte wissen, warum sie hier waren. Miria und Maximus erzählten ihr von der Schatzsuche und was bisher alles erlebt hatten. Die Frau wunderte sich sehr, denn auch ihre Tochter hatte kürzlich so eine Schatzkarte gefunden und sich auf die Suche gemacht.

Miria zog Maximus beiseite und sagte: „Maximus, das kann kein Zufall sein, dass ihr Kind auch so eine Karte hat!“

Sie fragten andere Bewohner der Stadt und fanden heraus, dass bei fast allen Leuten mit Kindern eine Schatzkarte aufgetaucht war. Nur die Kinderlosen hatten keine Karte bekommen.

Verwirrt machten sich Miria und Maximus wieder auf den Weg.

Als nächstes Ziel nannte die Schatzkarte eine Stadt namens Confiscoien, gelegen auf einer benachbarten Insel. Miria und Maximus mieteten ein Boot und fuhren hin. Die Fahrt dauerte sieben Stunden.

Auf der Insel trafen sie erneut auf Meermenschen. Miria und Maximus erkundigten sich, ob diese vielleicht etwas über den Schatz wüssten.

Die Meermenschen antworteten: „Nein, wir haben nichts von einem Schatz gehört, tut uns leid.“

Miria und Maximus zogen weiter. Bald darauf trafen sie auf Einhörner. Die Tiere waren weiß und hatten eine hell rosa-farbene Mähne. Sie zähmten zwei von ihnen und ritten ab sofort auf ihnen, was viel schneller war als zu Fuß zu gehen. Nur eine Stunde später erreichten sie einen Wald. Als die Nacht hereinbrach, mussten sie sich wieder einen Platz zum Schlafen suchen. Zum Glück fanden sie eine alte Hütte. Dort schliefen sie sich einmal richtig aus.

Am Mittag des nächsten Tages ging es weiter. Miria und Maximus mussten erneut auf eine andere Insel übersetzen. Da es hier kein Boot gab und die Einhörner nicht ins Wasser wollten, musste die beiden schwimmen.

Es dauerte endlose drei Stunden, bis sie am anderen Ufer ankamen. Dort mussten sie erst mal Pause machen und sich ausruhen. Als sie sich wieder auf den Weg machten, stellten

sie fest, dass die Route auf ihrer Karte an einem Vulkan vorbeiführte. Er sah so aus, als könnte er jeden Moment ausbrechen.

Miria sagte: „Maximus, ich habe Angst. Bleib bei mir!“

Sie hatten den bedrohlichen Vulkan fast umrundet, da brach er tosend aus. Die beiden rannten um ihr Leben, doch die glühende Lava kam näher und näher.

Plötzlich tauchten ihre beiden zahmen Einhörner auf – sie mussten Miria und Maximus schließlich doch noch nachgeschwommen sein. Die beiden schwangen sich auf die Rücken der Tiere und ritten schnell davon. Das war ihr Glück, andernfalls wären sie tot gewesen.

Sie ritten, bis sie einen weiteren Wald erreichten. Da die Nacht hereinbrach, suchten sie sich ein Plätzchen zum schlafen. Es war aber schon dunkel, und überall im Wald waren seltsame Geräusche zu hören. Miria und Maximus hatten Angst, aber was sollten sie tun?

Miria fragte: „Maximus? Bist du noch wach? Ich hab Angst vor den Geräuschen!“

Maximus antwortete: „Ja, ich bin noch wach. Hab keine Angst, ich beschütze dich.“

Aber Miria hatte immer noch Angst. Schließlich packten sie ihre Sachen zusammen und zogen weiter, weil sie hofften, eine Stelle zu finden, wo nicht so unheimliche Geräusche waren. Aber nach einem Kilometer konnten sie nicht mehr, sie mussten sich hinlegen. Sie holten ihre Schlafsäcke heraus und schliefen, wo sie waren, mitten im Wald.

Am nächsten Tag starteten sie früh. Es war der siebte Tag,

den sie jetzt unterwegs waren, uns sie hatten schon viel gesehen. Laut Karte mussten sie als Nächstes durch die Stadt Mundauria. Sie hatten aber gar keine Lust, weil auf der Karte zu sehen war, dass die Stadt dicht bei einem weiteren Vulkan lag.

Kurz darauf stießen sie auf einen Fluss. Zum Glück hatten die Einhörner, auf denen sie immer noch ritten, ihre Scheu vor dem Wasser abgelegt und machten keine Probleme, als sie ihn durchquerten.

Mehrere Stunden später erreichten sie die Stadt. Die Einhörner waren total platt und mussten sich erst mal ausruhen, bevor sie weiter konnten.

In der Stadt wohnten Zwerge. Diese waren gerade dabei, ihre Häuser zu verlassen, da der Ausbruch des nahen Vulkans bevorstand. Miria und Maximus schlossen sich ihnen an, und wenig später erreichten sie eine andere Siedlung. Hier konnten sie nach langer Zeit endlich wieder in ein Gasthaus gehen, um sich satt zu essen.

Nach dem Essen fiel ihnen auf, dass sie gar nicht bezahlen konnten, da sie kein Geld dabei hatten.

Miria sagte: „Wir können doch nicht einfach abhauen, ohne zu bezahlen! Das macht man nicht!“

Maximus fragte: „Mit was willst du denn bezahlen? Wir haben kein Geld.“

Miria antwortete: „Na gut ... es ist ja nur einmal.“

Sie versuchten, sich unauffällig davonzustehlen. In dem Gasthaus bediente ein sprechender Bär, was ihre Angst, erwischt zu werden, noch erhöhte, denn Bären waren ja stark.

Prompt erwischte sie der Bär. Zum Glück bestrafte er sie nicht, er akzeptierte sogar ihre Einhörner als Bezahlung für das, was die gegessen hatten.

Am nächsten Morgen setzten sie ihre Reise fort, diesmal in Richtung einer Wüsteninsel namens Fraecoien. Sie liehen sich ein Boot und fuhren den ganzen Tag. Dabei schliefen sie ein. Als sie wieder erwachten, stellten sie fest, dass ihr Boot vom Kurs abgekommen war.

Miria fragte: „Wohin müssen wir jetzt?“

Maximus überprüfte die Karte. Schließlich fand er die Richtung wieder, und sie konnten auf den korrekten Kurs zurückrudern.

Zwei Stunden später erreichten sie die Wüsteninsel. Sie legten an einem sandigen Strand an und ärgerten sich zunächst über den ganzen Sand in ihren Schuhen. Dann fiel ihnen auf, dass überall am Strand tote und schwer verletzte Meerwesen lagen. Miria erschrak und fing beinahe an zu weinen, aber Maximus beruhigte sie.

Irgendetwas war hier geschehen, aber sie wussten nicht was. Als sie von Weitem eine Höhle entdeckten, beschlossen sie hinzugehen. „Vielleicht können wir uns erst mal dort verkriechen“, schlug Miria vor.

Auch Maximus hielt das für eine gute Idee.

Doch kaum näherten sie sich der Höhle, als auf einmal Menschen voller Blut herausgewankt kamen, ein schrecklicher Anblick!

Maximus schrie: „Miria, komm! Renn um dein Leben!“

Sie rannten los – und noch schneller, als sie merkten, dass die blutüberströmten Menschen gar keine Menschen waren, sondern Zombies. Das erklärte auch die toten Meerwesen im Wasser: Die Zombies mussten die Küstenbewohner angegriffen und niedergemetzelt haben.

Die beiden kletterten auf einen Baum und warteten dort drei Stunden, bis die Zombies wieder verschwanden. Dann erst stiegen sie hinab und folgten der Route auf ihrer Karte.

Sie waren jetzt schon vierzig Tage unterwegs, und allmählich hatten sie gar keine Lust mehr weiterzumachen. Sie konnten nicht mehr, und ihre Eltern machten sich bestimmt schon Sorgen, weil sie so lange weg waren.

Aber Maximus sagte zu Miria: „Denk an den Schatz! Wenn wir nicht weitersuchen, schnappen uns all die anderen Kinder, die auch eine Schatzkarte gefunden haben, die Reichtümer vor der Nase weg!“

Miria ließ sich umstimmen. Sie waren jetzt so weit gekommen, dass auch sie nicht aufgeben wollte.

Die Nacht verbrachten sie auf einem Baum – zur Sicherheit, falls die Zombies wiederkämen.

Am nächsten Tag waren sie immer noch von Sand umgeben. Sie marschierten weiter. Irgendwann erreichten sie die Küste. Sie bauten sich ein Floß und fuhren weiter zur Nachbarinsel. Auf der Überfahrt, die mehrere Tage dauerte, vertrieben sie sich die Zeit mit Spielen und lernten sich näher kennen. Sie waren mittlerweile die allerbesten Freunde und hatten eine Menge zusammen erlebt.

Schließlich legten sie an und wanderten zur nächsten Etappe

auf der Schatzkarte, einer Stadt namens Superusopia. Dort sagte Maximus: „Laut der Karte haben wir unser Ziel jetzt fast erreicht!“

Miria und Maximus freuten sich, sie waren beide sehr aufgeregt.

Sie folgten dem Weg auf der Karte bis zu einem Berg. Als sie dort eine große Höhle entdeckten, waren sie sicher, dass der Schatz dort drin versteckt sein musste. Sie gingen hinein.

Drinnen war es dunkel. Miria und Maximus fanden es sehr unheimlich. Im Dunkeln suchten sie den Schatz, aber sie fanden keinen.

Urpötzlich stand hinter ihnen ein Mann mit einem riesigen schwarzen Hund an seiner Seite. Er sah gruselig aus, ganz in Schwarz gehüllt, mit grün leuchtenden Augen. Die Kinder fühlten sich in die Luft gehoben – offenbar besaß der Fremde Zauberkräfte!

„Wer bist du?“, schrie Miria.

Der Mann antwortete mit rauer Stimme: „Ich bin Ocotenarius, und ich werde euch töten – euch und alle Kinder dieser Welt!“

Schlagartig wurde Miria klar, dass auch unzählige andere Kinder eine Schatzkarte bekommen hatten. Mit der Aussicht auf einen Schatz wollte der böse Zauberer sie in seine Höhle locken und umbringen.

Schon ließ er Miria und Maximus zu Boden schweben, wo ein Käfig auf sie wartete. Doch bevor er die beiden hineinstoßen konnte, gelang es Maximus zu entkommen und durch die finstere Höhle zu fliehen.

Ocotenarius wurde rasend vor Wut – so wütend, dass er mit einem einzigen Schlag seinen Hund umbrachte. „So wie dem Köter wird es dir auch bald ergehen“, erklärte er Miria. „Auf deinen Freund verzichte ich. Ich brauche ihn nicht. Schließlich habe ich ja noch all den anderen Kindern Schatzkarten geschickt. Hä, hä, hä, hä!“

Maximus erreichte unterdessen den Eingang der Höhle und floh ins Freie. Er machte sich große Sorgen um Miria, nur ungern ließ er sie allein. Aber er musste irgendwo Hilfe holen und den Zauberer besiegen. Außerdem musste er auch die andren Kinder warnen. Vor der Höhle wartete er auf sie. Stunden später kamen die ersten Kinder. Als Maximus ihnen von dem bösen Zauberer erzählte und von der Falle, die er ihnen hier gestellt hatte, glaubten sie ihm nicht. Sie dachten, er wollte nur den Schatz für sich haben. Sie betraten die Höhle – und wurden prompt von Ocotenarius gefangen. Sobald auch sie im Käfig saßen, bereuten sie, dass sie nicht auf Maximus gehört hatten.

Maximus hatte sich inzwischen auf den Weg gemacht, um Hilfe zu holen. Er kam zu einem Dorf namens Saccusien und versuchte, die Leute dort zu warnen, dass ganz in ihrer Nähe ein böser Zauberer hauste. Aber niemand wollte ihm glauben.

Als er das Dorf enttäuscht verlassen wollte, fand er am Wegesrand einen komisch geformten Stock. Er hob ihn auf, und in seiner Hand wurde der Stock plötzlich zu einem Zauberstab. „Vielleicht kann ich den Zauberer damit besiegen?“, dachte er. Wahrscheinlich war Ocotenarius viel stärker als er, aber er

musste es versuchen, bevor alle starben. Die meisten Sorgen machte sich Maximus um Miria. Auf der langen Reise hatte er sich ein bisschen in sie verliebt, auch wenn er das nie zugegeben hätte.

Mit dem Zauberstab kehrte er zur Höhle des Zauberers zurück. Dort erschrak er mächtig: Vor der Höhle lagen Dutzende blanker Skelette. Eines trug ein Armband am Knöchel, das er schon mal gesehen hatte. Es hatte einem Mädchen gehört, das wie die anderen nicht auf ihn hatte hören wollen und in die Höhle gegangen war. Dieses Schicksal erwartete einen also, wenn man Ocotenarius in die Klauen fiel!

Plötzlich stand der böse Zauberer vor Maximus. „Du bist zurückgekommen? Du willst wohl auch so enden wie die anderen, was? Aber zuvor werde ich erst noch deine kleine Freundin erledigen. Hä, hä, hä, hä, hä, hä, hä!“

Maximus hätte vor Wut platzen können, weil er nicht wollte, dass Miria etwas passierte. Er zückte seinen Zauberstab und trat todesmutig gegen den Zauberer an.

Ohne dass er etwas Besonderes tun musste, schossen auf einmal Feuerbälle aus Maximus' Zauberstab. Doch aus dem von Ocotenarius kamen Lava und Feuer und wehrten den Angriff ab. So kämpften sie und kämpften und kämpften.

Maximus dachte schon, dass er es nie schaffen würde. Doch da stolperte der böse Zauberer plötzlich über einen Stein. Maximus erkannte seine Chance, hob seinen Zauberstab und erledigte den Zauberer mit einem gezielten Feuerball. Ocotenarius war besiegt.

Aber wo steckte Miria?

Zum Glück war es Miria während des Kampfes gelungen, sich aus dem Käfig ganz hinten in der Höhle zu befreien. Freudestrahlend lief sie jetzt zu Maximus. Gemeinsam befreiten sie noch ein Mädchen, das der Zauberer ebenfalls gefangen hatte. Alle waren sehr glücklich, dass alles vorbei war. Maximus und Miria wollten sofort den Heimweg antreten, sie hatten eine lange Reise vor sich. Aber zuerst mussten sie das Mädchen nach Hause bringen. Es kam von der Insel Impotentala.

Mit einem fliegenden Teppich, den sie in der Höhle des Zauberers gefunden hatten, brachten sie das Mädchen nach Hause. Das ging schneller als zu Fuß. Die Mutter des Mädchens war so glücklich, ihre Tochter wiederzusehen, dass sie Miria und Maximus 1000 Goldstücke schenkte. Anschließend lenkten die beiden den Teppich Richtung Heimat.

„Wieso kann der Teppich eigentlich fliegen?“, wollte Miria wissen.

Maximus antwortete: „Ich nehme an, der Teppich fliegt durch die magische Energie meines Zauberstabs.“

Bald erreichten sie Maximus' Zuhause. Miria blieb noch ein bisschen dort, um zu Kräften zu kommen. Maximus nutzte die Chance und gestand ihr endlich, dass er Gefühle für sie hatte. Miria erwiderte, bei ihr sei es genauso, und die beiden wurden ein perfektes Traumpaar. Leider musste Miria am nächsten Tag erst mal nach Hause fliegen, da ihre Mutter sich bestimmt Sorgen um sie machte.

Maximus begleitete sie. Als ankamen, mussten sie sich verabschieden. Maximus küsste Miria und flog zurück nach Hause. Er rief noch: „Ich komme dich bald besuchen, dann sehen wir uns zum Glück wieder!“

Ein paar Monate später sahen sich Miria und Maximus wieder. Miria hatte erneut ein Boot genommen, um zu Maximus' Insel zu kommen. Sie beschlossen, noch einmal zur Höhle des bösen Zauberers zurückzukehren, um nachzusehen, ob es dort denn wirklich einen Schatz gegeben hatte oder nicht. Aber Mirias Eltern erlaubten es nicht, sie fanden, sie hätten sich genug Sorgen gemacht.

Erst viel später, als beide schon älter waren, kehrten die beiden zu dem Berg mit der Höhle zurück. Nach langer Suche fanden sie dort tatsächlich einen riesigen Schatz. Die beiden konnten es kaum glauben, denn damals hatten sie ja nichts dergleichen gesehen. Andererseits hatten sie auch nicht überall suchen können, weil ihnen der Zauberer in die Quere gekommen war.

Sie kehrten in Maximus' Heimat zurück und freuten sich, dass sie nun reich waren und endlich zusammenziehen konnten.

Alex Kirf (14)

Die Reise von Alleksus

Alex war ein schüchterner Junge und in der Schule ein Musterschüler. Leider hatte er nur wenige Freunde. Aber er wollte gern dazugehören.

Alex lebte in der Nähe eines unbewohnten Schlosses. Dieses Schloss war sehr unheimlich, außerdem wurde es von Sicherheitspersonal bewacht. Alex dachte, wenn er dort eine Mutprobe ablegte, würden die anderen ihn bestimmt akzeptieren. Daher erzählte er in der Schule, dass er sich trauen würde, das unheimliche Schloss zu betreten. Als Beweis bot er an, im Innern ein Foto zu machen und es den anderen in ihre WhatsApp-Gruppe zu schicken.

Alle sagten: „Das machst du eh nicht!“

Gleich am nächsten Tag ging Alex zum Horrorschloss. Unbemerkt von den Wächtern schlich er sich ins Innere, wo er eine schwere Kellertür fand. Sie stand offen, und Alex stieg die Treppe hinab. Er gelangte in einen Flur, an dessen Ende ein großer Schrank stand.

Während er sich den Schrank noch betrachtete, näherten sich auf einmal die Schritte eines Wachmannes. Schnell kletterte Alex in den Schrank, um sich zu verstecken, und schloss die Tür hinter sich.

Plötzlich knallte es ganz laut, und Alex sah ein grelles Licht. Vorsichtig öffnete er die Schranktür ... und staunte nicht schlecht: Er befand sich nicht länger im Schloss, sondern auf einem großen Schlachtfeld unter freiem Himmel! Als er den

Kopf hob, sah er, wie ein riesiger Drache über ihm dahinflog. In seinen Klauen hielt er ein Mädchen, das laut um Hilfe schrie.

In der Ferne erspähte Alex ein Schloss. Er marschierte darauf zu. Als er es erreichte, ließ er sich zum König bringen und fragte ihn: „Ich habe einen Drachen mit einem Mädchen gesehen. Was ist passiert?“

Der König antwortete: „Meine Tochter, Prinzessin Juvoriel, wurde entführt!“

„OMG!“, stieß Alex hervor.

Der König fragte: „Wie heißt du?“

„Alex“, antwortete Alex.

Der König aber verstand Alleksus. Er sagte: „Ein cooler Name! Alleksus, wenn du mir die Prinzessin lebendig zurückbringst, bekommst du von mir eine Million Goldstücke oder die Prinzessin zur Frau!“

Alex überlegte kurz, dann sagte er: „Das schaffe ich!“ Sogleich machte sich auf den Weg, die Prinzessin zu retten.

Er wanderte zur nächsten Stadt, die von freundlichen Hobbits bewohnt wurde, und fragte: „Ist hier ein böser Drache vorbeigeflogen?“

Die Hobbits antworteten: „Ja. Und in seinen Klauen hielt er Prinzessin Juvoriel!“

Auch die Hobbits wollten, dass die Prinzessin gerettet wurde. Als sie hörten, dass Alleksus dies versuchen wollte, schenkten ihm einen Bogen mit einem schwarzen Pfeil sowie einen Schlüssel. Alleksus sagte: „Danke“ und zog weiter.

Als Nächstes marschierte er über eine blau schimmernde

Wiese. Er sah Bäume mit weißen Blättern, außerdem drei blaue Phönixe sowie einige fliegende Schweine. Zwischen den Bäumen entdeckte er eine Kiste. Da er einen Schlüssel dabei hatte, probierte er ihn aus. Er passte ins Schloss! Im Innern der Kiste fand Alleksus 500 Goldmünzen, die er mitnahm.

Als er die nächste Stadt erreichte, kaufte er sich von dem Gold etwas zu essen und zu trinken. Dann setzte er seinen Weg fort.

Ewas später stieß Alleksus erneut auf eine Kiste. In ihr fand er zusätzliche Pfeile, die er ebenfalls mitnahm.

Schließlich erreichte er die Grenze eines dunklen Waldes. Er überlegte, ob er den Wald durchqueren oder einen Umweg machen sollte, entschloss sich aber, durch den Wald zu gehen. Das war sein Glück, denn im Wald stieß er auf eine Kiste mit 5000 Goldstücken.

Der Wald machte Alleksus Angst, und er ging rasch weiter. Zwischen Blättern und Büschen sah er drei kleinere Drachen, einen Phönix und insgesamt sechs Einhörner. Einer der Drachen wollte Alleksus angreifen, aber der hatte zum Glück Pfeil und Bogen dabei und schoss auf den Drachen. Der Drache starb, Alleksus wurde nicht verletzt.

Schließlich erreichte er das Ende des Waldes. Dort fand er erneut eine Kiste. Diese enthielt 9500 Goldmünzen. Er nahm auch sie mit.

Wenig später traf Alleksus einen Händler. Dieser hatte eine seltene Axt zu verkaufen. Sie sollte 10.000 Goldmünzen kosten. Alleksus hatte genug Goldmünzen, also kaufte er die

Axt, um für den Kampf gegen den großen Drachen gerüstet zu sein.

Er wanderte fünf Tage lang und bewunderte währenddessen die Schönheit des Landes. Nach vielen Pausen und etlichen Meilen erreichte er die Festung des Drachen.

Als er auf den Drachen zuging, hörte er Prinzessin Juvoriel aus ihrer Kerkerzelle rufen: „Sein Flügel ist seine Schwachstelle! Du musst mit dem schwarzen Pfeil darauf schießen!“

Doch da griff der Drache Alleksus bereits an. Er spuckte Feuer! Alleksus suchte mit den Beinen einen festen Stand und schoss den schwarzen Pfeil auf den Drachen ab. Doch der Drache wehrte das Geschoss ab, schlug den Pfeil mit der Pranke beiseite. Alleksus war für einen Moment überrumpelt und kassierte einen Treffer am Bauch. Als der Drache Anlauf zu einem neuen Angriff nahm, sammelte Alleksus rasch den schwarzen Pfeil wieder auf und schoss erneut.

Diesmal traf er. Der Pfeil durchbohrte den Flügel, die Schwachstelle des Drachen, und das Ungetüm fiel wehrlos neben ihm zu Boden. Mit der Axt machte Alleksus ihm den Garaus.

Danach befreite er die Prinzessin Juvoriel, die, wie er jetzt feststellte, sehr hübsch war. Plötzlich erinnerte er sich an die Mutprobe zuhause und machte schnell ein Selfie von sich, der Prinzessin und dem Drachen. Das Bild schickte er an die WhatsApp-Gruppe seiner Mitschüler. Er war glücklich.

Prinzessin Juvoriel sagte: „Danke, Fremder, dass du mich gerettet hast.“

Sie marschierten heimwärts, bis sie die Stadt der Hobbits er-

reichen. Dort aßen und tranken sie etwas. Am nächsten Tag nutzten sie das magische Portal der Hobbits, das nach dem Tod des Drachen endlich wieder funktionierte, und ließen sich zum Schloss des Königs teleportieren.

Der König sagte: „Alleksus, ich bin dir unendlich dankbar, dass du meine Tochter gerettet hast!“

Alleksus musste nun überlegen, ob er wieder nach Hause in seine Welt zurückkehren oder hierbleiben wollte. Er warf einen Blick auf sein Handy: Alle seine Mitschüler hatten zuhause das Foto von ihm, der Prinzessin und dem Drachen angesehen. Niemand würde ihn mehr für einen Feigling halten.

Alleksus traf seine Entscheidung. Er warf das Handy aus dem Fenster und heiratete Prinzessin Juvoriel, auch wenn dies bedeutete, auf die Belohnung von einer Million Goldstücken zu verzichten.

Alleksus und Juvoriel lebten glücklich bis an ihr Lebensende.

Lisa Elke Roos (16)

Fotosafari auf fantastische Tierwesen

Es war einmal ein Junge namens Mark. Eines Tages bekamen er und alle in seiner Schulklasse von der Lehrerin R. N. Runal den Auftrag, in den Ferien mit einer magischen Kamera einen Hobbit zu fotografieren und das Bild in ein Album zu kleben. Wer diese Aufgabe meistern würde, wussten weder Lehrer noch die Schüler.

Mark überlegte, dass die anderen ihn bestimmt auslachen würden, wenn er es als einziger aus der Klasse nicht schaffte. „Du schaffst das“, sagte er sich. „Du musst es schaffen! Wie stehst du sonst da?“

Dann stellte Mark sich die Frage: „Was ist überhaupt ein Hobbit?“

Nachmittags kam er nach Hause, stellte seinen Schulranzen ab und ging sofort zu seiner Oma. Er fragte: „Oma, kannst du mir sagen, was ein Hobbit ist? Ich muss für die Schule einen aufspüren.“

„Du willst wissen was ein Hobbit ist? Ein Hobbit ist ein schrecklich gefährliches Wesen! Wenn du Pech hast, verschlingt er dich. Willst du diese Gefahr wirklich eingehen?“

„Ich muss die Gefahr eingehen“, antwortete Mark. „Ich möchte keine schlechte Note bekommen!“

In der folgenden Nacht konnte Mark vor lauter Angst nicht schlafen.

Am Morgen fragte er seine Mutter, was ein Hobbit sei.

Sie sagte: „Ein Hobbit? Keine Ahnung, aber ich glaube, nichts Gefährliches.“

Was sollte Mark jetzt machen? Er wusste nicht, was er glauben und ob er die Gefahr eingehen sollte. Aber wenn er es nicht tat, würde er eine schlechte Note bekommen. Das wollte er nicht.

Mark beschloss, es zu versuchen. Als Verstärkung nahm er seinen Hund mit. Der hatte ein blau-gelbes Fell und hieß Logularus. Zusammen mit Logularus begab er sich auf die Reise. Jetzt hatte er nicht mehr so viel Angst.

Logularus dagegen hatte große Angst, weil Mark und er noch immer nicht wussten, was für Tierwesen sie in der Wildnis wirklich finden würden. Beide hofften einfach, dass sie es hinkämen und dass Hobbits wirklich keine schlimmen Monster wären.

Nach einer langen Wanderung erreichten Mark und Logularus einen dichten, dunklen Wald. Die beiden überwand ihre Angst und betraten ihn.

Drinne raschelte es im Laub und den Büschen, schwarze Wolken hingen zwischen den Baumkronen. Mark und Logularus fürchteten sich.

Nach einer Weile wurde es immer schwüler, dann begann es zu regnen. Der Boden wurde ganz matschig, was Mark ärgerte, da er seine besten Schuhe anhatte. „Warum habe ich die angezogen?“, fragte er sich. „Ich wusste doch, dass ich in den Wald gehe! Wie dumm muss man denn sein?“

Dann riss er sich wieder zusammen. Er sollte sich besser auf die Suche nach dem Hobbit konzentrieren statt auf seine Schuhe. Plötzlich ertönte hinter ihnen lautes Gebrüll – ein Tiger rannte auf Mark und Logularus zu! So schnell sie konnten, kletterten sie auf einen Baum. Mark half Logularus hinauf. Als sie in Sicherheit waren, stellten sie fest, dass außer ihnen noch jemand in dem Baum saß. Es war ein kleiner, verhutzelter Gnom.

Als der Gnom die beiden sah, erschrak er sich sehr und ging sofort mit Fäusten auf sie los. Mark wehrte ihn ab und erklärte rasch, warum er und Logularus in den Wald gekommen waren.

Da sagte der Gnom: „Oh, ich verstehe. Entschuldigung, dass ich euch angegriffen habe. Ich dachte, ihr wolltet uns Gnomen Böses. Als Entschädigung werde ich euch helfen, einen Hobbit zu finden.“

„Sind Hobbits eigentlich gefährlich?“, wollte Mark wissen. Der Gnom lachte. „Wie kommst du denn darauf? Hobbits sind völlig harmlose Wesen.“

Sie tun niemandem etwas, nicht einmal, wenn sie Hunger haben.“ Da war Mark sehr erleichtert.

Mittlerweile war der Tiger verschwunden, daher kletterten sie den Baum wieder hinunter. Der Gnom wies den Weg, und so erreichten sie rasch den Bereich des Waldes, wo die Hobbits in einem kleinen Dorf lebten.

Die Hobbits merkten, dass sie jemand vom Rand des Dorfes aus beobachtete. Sie kamen heran und fragten Mark, was er hier wolle.

Mark erklärte es ihnen.

Zunächst wollten die Hobbits nicht fotografiert werden. Da erklärte Mark ihnen, dass es ein Auftrag der Schule sei und er, wenn er die Hobbits nicht fotografieren könnte, eine schlechte Note bekäme. Die Hobbits verstanden das und erlaubten ihm, sie mit der magischen Kamera zu fotografieren. Mark bedankte sich und kehrte zusammen mit Logularus und dem Gnom, der ihm den kürzesten Weg zeigte, zurück zum Waldrand. Dort verabschiedete er sich von dem Gnom und kehrte nach Hause zurück.

Als die Ferien um waren, konnte Mark in der Schule seinen Mitschülern und der Lehrerin beweisen, dass er die Aufgabe

erfüllt hatte. Wie sich herausstellte, hatte er als einziger ein Foto von einem Hobbit gemacht. Er bekam die beste nur denkbare Note: 101 von 100 Punkten.

Als er das zu Hause erzählte, waren seine Eltern sehr stolz auf ihn und schenkten ihm zur Belohnung zehn Goldstücke. Mark war sehr glücklich.

Lara Altmayer (15)

Auserwählt

Es war ein ganz normaler Schultag für Emsi. Morgens hatten sie Mathe und Englisch, das fand sie immer todlangweilig, denn sie wusste: Sie war für mehr auf der Welt!

Der Lehrer schwafelte noch immer von Trigonometrie, als es endlich klingelte.

Jeden Tag ging Emsi in der Pause zu ihrem Lieblingsplatz, einem Wald hinter der Schule. Dort setzte sie sich auf eines der Moosfelder, legte den Kopf in den Nacken und betete eine fremdartige Göttin an, von der ihre Großmutter ihr früher immer erzählt hatte.

Auch an diesem Tag ging zum geheimen Gebetsplatz. Sonnenlicht schimmerte durch die rauschenden Blätter, das Gras duftete.

Plötzlich hörte sie ein lautes Knacken. Sie sah auf. Bisher hatte sie noch nie jemand hier gefunden!

Zwei Personen tauchten aus dem Gebüsch auf. Emsi erschrak so sehr, dass sie ein hohes Piepsen ausstieß.

Es waren zwei Jugendliche aus ihrer Parallelklasse. Sie starrten Emsi an. Alles war still, als wäre die Zeit stehengeblieben.

„Ich bin Steffi, hey“, sagte das Mädchen mit den langen braunen Haaren und den haselnussbraunen Augen.

„Erik“, sagte der Junge mit den blauen Augen und dem tollen Körper. Emsi wusste nicht, seit wann er so auf cool machte, er war immer ein netter Junge gewesen, den jeder mochte. Auch Steffi verdrehte die Augen. Was sie wohl dachte?

„Ich bin ... Emsi“, sagte Emsi schüchtern.

Steffi war bekannt dafür, unglaublich nett zu sein, deshalb mochten sie auch so viele Jungs. Mit Erik hatte Emsi mal ein paar Schulaufgaben gemacht und er war sehr nett zu ihr gewesen. Sie war öfters rot geworden und hatte Schmetterlinge im Bauch gehabt. Es war das erste Mal gewesen, dass ihr das passiert war.

„Was machst du hier so allein?“, fragte Erik.

„Ich brauche etwas Zeit für mich. Und ihr? Traute Zweisamkeit genießen?“, entgegnete Emsi.

Steffi sah Emsi überrascht an, dann fing sie hemmungslos an zu lachen „Wir sind doch nicht zusammen! Erik ist mein bester Freund!“

„Ah. Okay“, sagte Emsi

„Machst du hier so eine Art Ritual?“, fragte Erik interessiert.

„Eigentlich nicht. Ich hab nur gebetet“, antwortete Emsi.

„Und für was betest du? Für 'ne gute Note in Mathe?“, erkundigte sich Steffi.

„Das würdet ihr nicht verstehen. Und es würde zu lange dauern, es zu erklären“, sagte Emsi.

„Steffi – ich weiß ja nicht, wie das bei dir ist, aber ich hätte Zeit“, sagte Erik grinsend.

„Klar doch! Ist ja nur Unterricht.“ Steffi deutete ein süßes Lächeln an.

„Okay“, sagte Emsi. „Aber beschwert euch hinterher nicht!“ In der folgenden halben Stunde erklärte Emsi den beiden, wieso sie immer hierher kam und erzählte ihnen von den Legenden, die ihre Großmutter ihr berichtet hatte und in denen die Göttin vorkam, der sie sich so verbunden fühlte. Steffi und Erik sahen Emsi verwirrt an. Es dauerte ein paar Minuten, bis sie es verstanden.

„Okay ... Das ist cool“, sagte Erik zögernd.

„Du bist definitiv nicht normal“, fand Steffi. „Das mag ich!“

„Können wir das mal zusammen probieren?“, fragte Erik interessiert

„Echt?“ Emsi wusste nicht, ob er das ernst meinte. Ihr Vertrauen zu anderen Menschen war nicht mehr so ausgeprägt, sie war zu oft verarscht worden.

Doch dann nickte sie. Sie setzten sich einander gegenüber und stimmten einen monotonen Singsang an. Innerhalb weniger Minuten waren alle eingeschlafen.

Emsi war die Einzige, die Ambrosinas Stimme hörte. Die Göttin, zu der sie gebetet hatte, seit sie „ein kleines Küken“ gewesen war, wie ihre Großmutter sie genannt hatte, sprach zu ihr!

„Sei begrüßt, mein Kind! Ich bin Ambrosina. Ihr drei seid ausgewählt, ein großes Abenteuer zu erleben!“ Jedes ihrer Worte



Der Illustrator Oliver Schlemmer gibt hilfreiche Tipps zum Entwerfen ...



... schauerlicher Ungeheuer und plaudert aus dem Nähkästchen



klang so majestätisch, dass der stärkste Krieger davor gezittert hätte. *„Dazu müsst in eine andere Welt reisen, nach Zmagdusien ...“*

Steffi und Erik waren schon aufgewacht, allerdings noch einige Sekunden perplex, da sie sich plötzlich an einem ganz anderen Ort befanden als zuvor. Sie sahen sich um, aber Emsi war nicht da. Erik rief nach ihr, doch Steffi stoppte ihn. „Erik, du kannst nicht wie ein Verrückter hier rumbrüllen, solange wir nicht wissen wo wir sind!“

„Egal, wo wir sind – Emsi müsste doch auch hier sein, oder nicht?“

„Erik, beruhige dich. Ich denke, dass sie gleich auftauchen wird.“

„Emsi, mein kleines Küken, ich habe dir zwei besondere Freunde geschickt, um diese Reise anzutreten. Du wirst hoffentlich schnell Vertrauen zu ihnen fassen. Aber eure Reise wird eure Freundschaft auf die Probe stellen! Ich habe dich dein ganzes Leben beobachtet und ich weiß, was dir bisher widerfahren ist. Diese beiden sind anders als all die anderen. Du musst mir glauben! Viel Glück nun, mein Küken!“

Damit verabschiedete die Göttin sich von Emsi.

Als Emsi sich auf dem Boden materialisierte und die Augen öffnete, sah sie direkt in Eriks wunderschöne Augen.

„Emsi? Puh, bin ich froh, dass du auch hier bist. Sieh dir an, wo wir sind!“

Vor Emsi zeichnete sich ein Gebirge vor einem blutrot strahlenden Himmel voller goldener und silberner Sterne ab. Um sie herum standen kleine Hütten, aus einer kam violetter Rauch. Sie rochen einen widerlichen Geruch, der mit dem Wind kam und ihnen ins Gesicht blies.

Aus dem Haus mit dem violetten Rauch kam eine große Frau in einer grünen Tunika. Ihr Haar war schwarz, hinten kurz und vorne etwas länger als bis zum Kinn, die Spitzen schimmerten türkis, was sie sehr mysteriös aussehen ließ. Die Frau kam auf die drei zu, packte Emsi mit blauen Fingern, die nach Wasserlilien rochen, am Kragen und zog sie hinter sich her, während sie Steffi und Erik schob. Sie sprach so schnell, dass man sich konzentrieren musste, um sie zu verstehen: „Beilteuch, reinmiteuch, siekommen!“

In der Hütte bemerkten die drei, dass sie drinnen größer war als von außen. Überall waren Bücher, Zeichnungen von Fischen oder Pflanzen, außerdem echte Pflanzen und Blätter an den Wänden.

Die Dame in der grünen Tunika sprach wieder: „Ich bin Rena, die Dorfzauberin. Seid ihr lebensmüde, da rauszugehen, wenn es dunkel wird?“ Plötzlich zuckte sie zusammen und starrte mehrere Sekunden still in eine Ecke. „Zeigt mir, was euch besonders macht!“, forderte sie die drei auf, die die Zauberin verwirrt ansahen.

Dann hob Erik sein schwarzes Shirt und zeigte ein Mal, das ihm von der linken Brustseite bis zum Bauchnabel reichte. Es sah aus wie eine Sichel, verziert mit Schnörkeln, die wie Federn im Wind aussahen. Emsi fand es echt sexy.

„So was ... hab ich auch!“ Steffi zog ihr Hosenbein bis zum Oberschenkel nach oben. Bei ihr war das sichelförmige Mal von Flammen umgeben, aber auch wunderschön.

„Emsi, zeigst du es uns?“, fragte Rena freundlich.

Emsi drehte sich mit dem Rücken zu ihnen und zog ihr Shirt nach oben. Ihre Sichel war etwa fünf Zentimeter groß und saß direkt zwischen den Schulterblättern. Ihr Mal enthielt sowohl Federn wie das von Erik als auch Flammen wie das von Steffi, dazu noch viele weitere Symbole.

„Emsi, das ist wunderschön!“, rief Erik. „Warum hast du es immer verborgen?“

„Ich wollte nicht auffallen“, sagte Emsi.

„Woher wusstest du davon, Rena?“, wollte Steffi wissen.

„Versprecht mir, nicht durchzudrehen, ja?“ Als alle nickten, strich sich Rena den Pony aus der Stirn. Darunter kam ein drittes Auge zum Vorschein. Die Iris war blau-grün, die Pupille groß und dunkel, aber mit kleinen weißen und silbernen Punkten darin. Es war wie ein ganzes Universum in einem Auge. „Mit diesem Auge kann ich die Zukunft und ferne Prophezeiungen sehen.“

Verblüfft starrten die drei sie an.

Rena lächelte „Ihr drei seid etwas Besonderes.“

In diesem Moment ertönte draußen vor der Hütte ein ekel-erregendes, tiefes Stöhnen.

„Schließst Türen und Fenster! Sie sind hier!“ Rena rannte zur Vordertür. Als sie sie verriegelte, tönte es von draußen:

TSCHICK!

KLONK!

KRACKS!

RITSCH!

„Sie sind wegen euch hier“, flüsterte Rena

„Warum denn?“, rief Steffi verzweifelt.

„Ihr seid die Auserwählten. Ihr müsst den dunklen Herrscher besiegen, der diese Kreaturen erschafft und das Land beherrscht. Wir tun alles, was in unserer Macht steht, um euch zu helfen auf eurem Weg. Wir vertrauen euch!“

Emsi ging zu einem Fenster und schaute hinaus. Sie sah hagere, torkelnde Geschöpfe, die draußen herumstolperten. Es roch jetzt noch widerlicher, noch fauliger.

Plötzlich stand ein solches Ding direkt vor dem Fenster und startete sie durch ein Loch in den Holzklappläden an.

Emsi schrie auf. Das Ding hatte einen totenkalten Blick, ein zerfetztes Gesicht und klappernde Zähne.

Erik verdeckte rasch das Loch und streichelte Emsi tröstend die Schulter.

„Wann verschwinden die Dinger wieder?“, fragte Steffi.

„Zum Sonnenaufgang werden sie weg sein“, erklärte Rena.

„Dann werden wir unsere Reise beginnen und für euch kämpfen“, sagte Erik.

„Rena, erklärst du uns, wohin wir müssen?“, wollte Steffi wissen.

„Ich werde euch sogar begleiten“, erwiderte die Zauberin.

„Das ist sehr nett von dir“ sagte Steffi

„Wer sagt, dass ich für irgendetwas kämpfen werde?“, sagte Emsi plötzlich.

„Emsi ...“, stammelte Steffi
„NEIN! Für mich hat auch nie jemand gekämpft“
„Emsi, für Fehler die in der Vergangenheit begangen wurden, können die Leute hier doch nichts“, sagte Erik.
„Mir egal. Lasst uns einfach wieder nach Hause zurückkehren“, sagte Emsi verzweifelt.
„Ich kann nicht glauben, dass du das sagst, Emsi! Was ist nur los mit dir? Das ist nicht das entschlossene, wunderschöne Mädchen, in das ich mich neulich beim Schulaufgabemachen verliebt habe“, rief Erik und wurde sofort rot, als er merkte, was er gesagt hatte. Steffi fing an zu kichern.
Emsi wurde ebenfalls rot und senkte rasch den Kopf.
Plötzlich verstärkte sich der faulig-modrige Geruch von draußen, und die Hintertür fiel polternd in sich zusammen. Drei von den ekelhaften toten Dingern torkelten in die Hütte, packten Steffi, die gellend um Hilfe schrie, und verschwanden mit ihr in der Nacht.
„Hast du *jetzt* vielleicht einen Grund zu kämpfen, Emsi?“, fragte Erik trocken. „Was sollen wir tun?“, wollte er von Rena wissen.
„WIR WERDEN STEFFI RETTEN!“, sagte Emsi laut und entschlossen.
„Gut“, sagte Erik erleichtert.

Am nächsten Morgen brachen Emsi, Erik und Rena auf. Sie marschierten lange durch eine braun verdorrte Einöde, dann erreichten sie einen Wald. Rena erklärte, dies sei der „Wald von Lupos“, das bedeute auf Alt-Zmaragdisch „Biest“.

Plötzlich hörten sie eine Frauenstimme um Hilfe rufen. Die drei sahen sich an. Rena war die Erste, die zum Sprint ansetzte. Emsi und Erik hatten Probleme mitzuhalten, da Rena viel längere Beine hatte.

Da mussten sie auch schon abrupt abbremsen, da die Zauberin stehengeblieben war.

Auf einer Lichtung vor ihnen stand ein riesiger Baum, in dessen Krone eine Frau saß. Unter ihr am Boden hockten drei riesige, wolfsähnliche Monster. Sie waren zwei Meter lang, pechschwarz und hatten giftig-grüne Punkte auf ihrem Fell. Rasch mussten sie sich überlegen, wie sie die Frau lebend von dem Baum bekamen.

„Seht ihr da drüben bei dieser Hütte die Fässer?“, sagte Rena.
„Ich schätze, dass darin Petroleum ist. Damit werden wir die Lupys in Brand stecken. Anders geht es nicht!“

„Aber ich will nicht, dass die Tiere verletzt werden!“, sagte Emsi, die sich seltsam benahm. Sie war viel abweisender geworden. Ihr Blick war starr auf die Lupys gerichtet.

Sie tat einen Schritt auf die Lichtung hinaus, hinein ins Licht. Erik packte sie am Arm und versuchte sie aufzuhalten.

„Lass mich los!“, sagte sie bestimmt aber ohne Emotionen und ging weiter auf die Lupys zu.

Die Lupys bemerkten ihre Gegenwart und kamen langsam auf sie zu. Aber Emsi wich nicht zurück. Sie ging weiter, bis sie aufeinandertrafen.

„Rena, wir müssen etwas tun“, flüsterte Erik.

„Du kannst nichts tun, bleib ruhig. Unüberlegte Aktionen gefährden sie nur noch mehr.“

„Sie wird dort draußen sterben!“

„Erik, sei ruhig! Vertrau mir einfach“, ertönte plötzlich Emsis Stimme in seinem Kopf.

„Okay, Emsi“, sagte er und hoffte, dass ihr nichts passieren würde. Emsi sah dem größten der drei Tiere mit aller Kraft in die Augen. Ihr Geist fühlte sich frei an, als hätte er jahrelange Fesseln abgestreift. Die Kraft ihres Geistes ging auf den Lupy über. Er legte sich hin.

Emsi streckte die Hand aus, um seinen Kopf zu berühren. Der Lupy starrte sie an, aber bewegte sich kein Stück. Er schloss die Augen, und Emsi konnte ihn streicheln. Auch die anderen beiden legten sich jetzt unterwürfig auf den Boden. Emsi stand auf und gab ihren Begleitern ein Zeichen.

Als Erik und Rena bei ihr waren, erklärte Rena, dass Emsi über das sogenannte fünfte Element verfügte: Ihr Geist war ihre stärkste Waffe.

„Dieser Lupy wird nun dein treuester Ergebener und Freund sein“, sagte Rena.

Die beiden anderen Lupys legten sich auf den Boden vor Rena und Erik. Auch sie waren ihnen treu ergeben.

„Ich werde dich Luna nennen“, sagte Emsi zu ihrem Lupy.

„Ich werde ihn Shimada nennen“, sagte Erik.

„Und meiner wird Yuki heißen“, sagte Rena.

„Woher wusstest du, dass du das kannst?“, wollte Erik wissen.

„Ich spürte einfach, dass ich es machen musste. Aber nun kommt, die Frau im Baum braucht unsere Hilfe.“

Die Fremde war bereits heruntergeklettert und kam auf sie zu. Sie war ganz blau, hatte Schuppen am ganzen Körper

und lange, grüne Haare. „Ich verdanke euch mein Leben! Ich bin euch zutiefst dankbar.“ Sie verbeugte sich. „Ich bin Yuna, ein Meermensch.“

Die drei stellten sich vor und verbeugten sich ebenfalls.

„Was tut denn ein Meerwesen hier, mitten in einem Wald?“, fragte Erik.

„Ich lebe eigentlich in Lunio, einer Unterwasserstadt, und sollte hier für meine Mutter heilende Kräuter sammeln.“ Yuna riss die Augen auf. „Wartet ... Ihr seid doch die AUS-ERWÄHLTEN!“

„Ich schätze schon“, sagte Emsi

„Zum Dank, dass ihr mich gerettet habt, gebe ich euch eine wichtige Information: Den dunklen Herrscher könnt ihr nur besiegen, wenn ihr eure Kräfte vereint ... Da fällt mir auf: Wo ist das Feuermädchen? Ihr braucht sie! Nur gemeinsam könnt ihr ihn schwächen und in seinen Geist eindringen.“

„Wir sind auf der Suche nach ihr“, erklärte Rena. „Danke, dass du dein Wissen mit uns geteilt hast, Yuna!“

„LASST MICH GEHEN! ICH WILL HIER RAUS!“, schrie Steffi, als sie von mehreren der untoten Gestalten in ein Verlies gestoßen wurde. Darin roch es modrig, und es war so dunkel, dass Steffi kaum die Hand vor Augen sah.

Eine große Person mit dunklen Haaren und einem schwarzen Umhang betrat das Verlies. „Was haben wir denn hier? Meine Sklaven haben offenbar doch etwas richtig gemacht.“

„WAS WILLST DU VON MIR? LASS MICH FREI!“, schrie Steffi verzweifelt.

„Ich werde mir einen Spaß mit dir erlauben und dir zeigen, was ich mit dir machen werde!“

Der Unbekannte ließ sie fesseln und in einen großen Saal führen. Dort öffnete er eine tiefe Grube im Boden, dessen Inhalt ein riesiger, zottiger Zyklop war. Er hatte mit einer schweren Holzkeule, die mit Stacheln besetzt war.

Der dunkle Herrscher schnippte mit den Fingern. Ein paar Sklaven kamen mit einem Gefangenen herbei und stießen ihn in die Grube

„NNNEEEEEEEEEEEEEEEEEIIIIIIIIIIIN!“, schrie der Gefangene und prallte auf dem Boden auf. Als er versuchte aufzustehen, kam der Zyklop und zerschmetterte ihm mit seiner Keule den Kopf. Er schlug immer weiter auf den bereits toten Mann ein. Als der Zyklop fertig war, war von dem Gefangenen nur noch ein Haufen blutiger Matsch übrig.

Steffi war so geschockt, dass ihr Tränen die Wangen hinabließen. Der dunkle Herrscher ließ sie wieder in das Verlies bringen.

Nach einer Weile hörte sie aus einer Ecke ein Rascheln. Sie drehte sich danach um und schnippte instinktiv, ohne zu wissen warum, mit den Fingern. Eine Flamme entstand in ihrer Hand! Steffi erschrak so sehr, dass sie hinfiel.

„Pass, auf Kleines! Du hast große Kräfte und musst lernen, damit umzugehen“, sagte plötzlich eine Gefangene in der hinteren Ecke des Kerkers. Sie war alt und musste schon sehr lange hier sein, ihre Haut war dunkel, die schwarzen Haare wirkten ungepflegt.

„Denkst du, das könnte mir helfen?“, fragte Steffi.

„Das weiß man nie“, sagte die alte Frau.

„Könntest du es mir beibringen?“, wollte Steffi voller Hoffnung wissen.

„Ich habe noch nie so eine riesige Festung gesehen“, sagte Erik und deutete auf das schwarze riesige Ding vor ihnen.

Sie hatten nur eine Nacht gebraucht, um herzukommen, denn die Lupys, auf denen sie geritten waren, waren sehr schnell. Während des Ritts hatten Erik und Emsi mit Rena geübt, ihre Elemente zu bändigen und gezielt einzusetzen. Plötzlich öffnete sich das riesige Tor der Festung, und ein Butler, nur halb so groß wie Emsi, erschien darin. Er winkte sie heran.

„Das ist doch eine Falle“, flüsterte Erik. An Emsi gewandt, fügte er hinzu: „Bleib du hier, ich will nicht, dass dir etwas passiert.“

„Erik, aber ich muss mit!“, sagte Emsi drängend.

„Nein, musst du nicht! Du kannst nicht helfen und wirst nur im Weg rumstehen!“, sagte er mit emotionsloser Stimme.

Rena und Erik ließen Emsi mit den Lupys stehen und verschwanden im Schloss.

„WAS?“ Emsi war so sprachlos, dass in ihr eine Wut aufkochte, die noch mehr Fesseln in ihrem Innern sprengte.

„Ich habe ihm vertraut – und jetzt das?“ dachte Emsi. „Dabei liebe ich diesen gutaussehenden Trottel doch!“

Mit einem Mal dachte sie nur noch daran, dieses Schloss zu zerstören, in dem dieser angebliche Herrscher hockte und Steffi, Erik und Rena ein schreckliches Ende bereiten wollte.

„DU TUST MEINEN FREUNDEN NICHTS AN!“, schrie Emsi das Schloss an.

Ihre Augen wurden schwarz. Instinktiv beschwor sie die Erde und brachte den Hügel, auf dem das Schloss stand, zum Wanken. Das Erdbeben war so stark, dass noch hundert Meter weiter die Bäume umfielen. Winselnd suchten die Lupys in einer nahen Höhle Schutz.

Emsi selbst bekam das gar nicht mit, denn sie schwebte bereits hunderte Meter über dem Boden. Als Nächstes ließ sie die nahegelegenen Flüsse über die Ufer treten. Sie setzte den Wind ein und ließ einen Tornado auf das Schloss los, doppelt so hoch wie die Festung selbst. Ihr Geist schützte sie selbst vor dem Sturm. Danach ließ sie erneut den Boden erbeben. Das Schloss setzte sich in Bewegung und rutsche langsam den Hügel hinunter.

Im Innern war Steffi beim Einsetzen des ersten Bebens zu Boden gestürzt. Sie versuchte zu begreifen, was hier vor sich ging. Plötzlich drang Wasser durch die Fenster ein. Sie bekam Panik – sie mochte Wasser nicht besonders sie, hatte immer Angst zu ertrinken. Deshalb ging sie auch nie schwimmen, obwohl sie schwimmen konnte.

Dann ließ der schreckliche Tornado die Mauern erzittern. Steinstücke fielen von der Decke, Risse durchzogen die Wände.

Steffi fühlte sich wie in einem Alptraum. Erneut kam ein Erdbeben, riss riesige Spalten in den Boden. Steffi hatte fürchterliche Angst.

In diesem Moment brachen die Mauern des Schlosses, das die Belastung nicht länger aushielt, in der Mitte entzwei. Die beiden Hälften des Gebäudes blieben stehen.

Steffi kletterte ins Freie und machte sich auf die Suche nach ihren Freunden. Sie erklimmte einen Mauerriss, der ein Stockwerk höher führte, und lief Richtung Ausgang. Als sie das Tor erreichte, stieß sie auf den Butler, Erik und Rena. Ihre Freude war so groß, dass sie den beiden sofort um den Hals fiel.

„Ich bin so froh, euch zu sehen!“ Sie sah sich um. „Wo ist Emsi? Ist ihr etwas passiert? Bitte nicht!“

„Emsi geht es gut ... schätze ich. Außer, dass sie wahrscheinlich etwas ausgerastet ist“, sagte Erik schuldbewusst.

„Was hast du gemacht, Erik?“ Steffi sah ihn entsetzt an.

„Sie beschützt! Und jetzt müssen wir weiter, sonst macht uns dieser dunkle Typ noch zum Hauptgang auf seiner Speisekarte!“

Da ertönte plötzlich aus dem Nichts eine tiefe Männerstimme: „DA SIND JA DIE AUSERWÄHLTEN! NA ENDLICH – ICH DACHTE SCHON, IHR WÜRDET NIE ANKOMMEN!“ Der dunkle Herrscher materialisierte sich vor ihnen und lachte wie ein Wahnsinniger. „Aber ihr seid ja nur zu zweit? Wie langweilig! Die dreiäugige Hexe, die bei euch ist, kann mir sowieso nichts anhaben.“ Mit einer einzigen Handbewegung schleuderte er Rena gegen eine Wand, die daraufhin bewusstlos zu Boden fiel.

Erik hatte Angst. Nicht etwa vor dem Tod, vielmehr davor, Emsi nie wieder zu sehen – besonders, nachdem er ihr so

hatte wehtun müssen. Doch das war notwendig gewesen, wie ihm Rena auf dem Weg hierher mitgeteilt hatte. Emsi war die Stärkste von ihnen, und um all ihre Energie zu entfesseln, war es unumgänglich gewesen, sie zu verletzen. Jetzt schmerzte Erik das, sein Herz fühlte sich schwer wie ein Stein an.

Neben ihm schnippte Steffi mit den Fingern und hielt die Handflächen von sich weg nach vorn. Flammen schossen aus ihren Händen, mit denen sie versuchte, den Herrscher auf seinem Podest zu treffen. Aber ihre Flammen reichten nicht weit genug!

Erik begriff und half mit seiner Luft nach. Die Flammen schossen jetzt weiter, erreichten den Herrscher jedoch immer noch nicht ganz.

Da blitzte es plötzlich, grollender Donner folgte.

Das war Emsi. Sie flog, getragen von der Kraft des Windes, über ihre Köpfe und landete in der Mitte des Raumes. „DU KLEINES ARSCHLOCH WIRST MEINEN FREUNDEN NICHT EIN HAAR KRÜMMEN!“, donnerte sie. „FÜR DAS, WAS DU DIESEM LAND, DIESER WELT ANGETAN HAST, WIRST DU HEUTE BEZAHLEN!“

„Was hast du denn vor mit mir?“, fragte der dunkle Herrscher spöttisch.

Das hätte er besser nicht getan!

Blitzschnell flogen messerscharfe Eisspitzen auf ihn zu und schnitten ihm Arme und Beine auf.

Emsis Geist war nun komplett befreit. Sie nutzte das Feuer, schritt umhüllt von Flammen immer weiter auf ihn zu.

Jetzt kam der Teil, bei dem sie seinen Geist bezwingen mussten.

Erik und Steffi wussten nicht, was sich in Emsis Kopf abspielte, aber sie wussten, was sie zu tun hatten. Sie liefen zuerst zu Rena und halfen ihr auf, dann begaben sie sich gemeinsam mit ihr zu Emsi. Sie ergriffen Emsis Hände und spendeten ihr Kraft – die Kraft des Feuers, des Windes, aber auch die aufrichtiger Freundschaft und Liebe. Emsi war nun bereit, ihn zu besiegen. Sie schöpfte aus sich selbst eine Menge Energie und Kraft, um den Geist des Bösen zu bezwingen. Rasch schwand seine Macht, er fiel er zu Boden und starb. Emsi hatte seinen Geist bezwungen und ihm all seine Kraft genommen.

Plötzlich wurde alles schwarz um sie herum. Emsi merkte, noch wie sie gegen etwas Warmes prallte und zu Boden sank, dann nichts mehr ...

Als sie aufwachte hörte sie zwei Personen sprechen:

„Wann wird sie wieder aufwachen?“, fragte die eine Stimme besorgt.

„Das kann man nicht sagen. Sie hat viel Kraft verloren, aber es sollte nicht mehr lange dauern. Sie ist sehr stark“, beruhigte eine andere Stimme.

Als Emsi die Augen öffnete, sah sie verschwommen zwei Personen, aber rasch wurde ihre Sicht klarer. Es war Erik, der an ihrem Bett mit Rena sprach. Hinter ihm lagen Luna, Shimada und Juki, die drei gezähmten Lupys, satt und zufrieden in einer Ecke des Zimmers.

„Hey, Emsi“, sagte Erik mit Freudentränen in den Augen.
„Erik ... Ich bin so froh, dich zu sehen“, sagte sie leise.
„Bin ich auch“, sagte er glücklich, beugte sich nach vorn und gab Emsi einen langen Kuss. „Ich hatte solche Angst, dich zu verlieren. Es tut mir leid, was ich vor der Festung zu dir gesagt habe!“
„Ich verstehe schon. Die Göttin hat während meines Schlafs wieder zu mir gesprochen und mir alles erklärt: Du musstest mich wütend machen, um meine vollständige Kraft zu entfesseln.“
Auch Steffi kam jetzt hereingerannt und warf sich aufs Bett, um Emsi zu umarmen. „Ich bin so froh, dass es dir gut geht, Emsi!“, rief Steffi sie.
„Und ich erst“, sagte Emsi und setzte sich auf. „Leute, wisst ihr was: Ich will gar nicht mehr nach Hause zurück! Ich will hierbleiben und mit euch für immer hier leben! Zuhause wurde ich immer nur verletzt. Hier kann ich glücklich sein.“
„Bin ich FROH!“, sagte Steffi laut.
„Wir wollen nämlich auch nicht mehr von hier weg.“ Erik hielt Emsis Hand fest.
„Also bleiben wir hier?“, fragte Emsi
„JA!“, riefen ihre Freunde und stürzten sich auf sie.

Man könnte behaupten, dass sie fortan glücklich bis an ihr Lebensende zusammen lebten, aber „ein bisschen zerstritten und zuweilen distanziert, trotzdem immer total in einander verliebt und fest zusammenhaltend“ trifft es besser.

Melissa Hesidenz (15) *Angorias großes Abenteuer*

Es war einmal eine Elbin, die hieß Angoria. Sie wollte auf die Jagd gehen. Angoria mochte aber nicht alleine gehen, sie wollte viel lieber mit ihren beiden besten Freundinnen losziehen. So machte sie sich auf den Weg zu Felexia und Anesia.

Vor deren Hütte angekommen, rief Angoria nach den beiden. Sie antworteten nicht. Angoria hatte ein merkwürdiges Gefühl. Sie holte ihr magisches Handy heraus und rief ihren Vater an: „Hallo Vater, ich bin es, Angoria. Ich habe nach meinen Freundinnen gerufen, und sie antworten nicht. Sie scheinen verschwunden zu sein, vielleicht entführt. Kannst Du mir helfen?“

Ihr Vater antwortete: „Ja, warte, ich schicke dir Hilfe. Bleib wo du bist!“

Während Angoria wartete, wurde es kalt und dunkel. Plötzlich raschelte etwas in einem Gebüsch. Sie holte schnell Pfeil und Bogen heraus und fragte: „Wer ist da?“

Keine Antwort.

Angoria zielte mit dem Pfeil auf das Gebüsch. Jetzt kam langsam etwas heraus, ein riesiger dunkler Schatten, ein Mischwesen aus Bär und Wolf. Angoria wich zurück und stolperte.

Plötzlich legte sich ihr von hinten eine Hand auf die Schulter, und eine Stimme sagte: „Ich bin Valentinus – der Helfer, den dein Vater dir gesandt hat.“

Angoria atmete auf. „Das trifft sich gut. Da vorn ist ein riesiges ... Etwas ... ein Ding. Wir müssen es erledigen! Auf drei greifen wir an!“

„Alles klar.“

„Eins, zwei ... drei! Los!“ Angoria zielte mit ihrem Pfeil auf das Ding und schoss.

„Du hast das Monster getötet.“, sagte Valentinus. „Ein Glück, dass dein erster Schuss ein Treffer war! Nun lass uns auf die Suche nach deinen beiden Freundinnen gehen.“

Sie marschierten los und erreichten bald einen bewaldeten Landstrich, der Felixos genannt wurde. Da hörten sie von Weitem Stimmen – vielleicht Felexia und Anesia, die um Hilfe riefen?

Angoria ging nachsehen. Nach kurzer Zeit entdeckte sie ein kleines Mädchen. Angoria fragte: „Hey, was ist los? Wieso bist du hier ganz allein in der Wildnis?“

Das kleine Mädchen sagte: „Mein Name ist Lusia. Ich habe meine Eltern verloren.“ Plötzlich verwandelte sich das Mädchen in ein komisches Tier – es hatte jetzt einen Stierkopf, Katzenpfoten und hinten eine lange Schwanzflosse. Das Wesen sah Angoria und Valentinus interessiert an. Es wirkte ruhig und freundlich. „Kann ich mit euch kommen?“, fragte Lusia. „Ich habe doch sonst keinen mehr.“

Angoria beschloss, dem Wesen zu vertrauen. „Klar. Vielleicht kannst du uns sogar helfen. Wir sind auf der Suche nach zwei Freundinnen.“

„Dann werde ich euch helfen, sie zu finden.“

Gemeinsam machten sie sich wieder auf den Weg und er-

reichten bald die Küste. Dort entdeckte sie eine Höhle an Ufer. „Hier ist es schön, hier würde ich gerne wohnen“, sagte Lusia, die ja ein halbes Wasserlebewesen war.

Plötzlich ertönte Gebrüll aus der finsternen Höhle. Dann schoss ein riesiger Wasserdache daraus hervor und griff die Gruppe ohne Zögern an.

„Passt auf!“, rief Angoria.

Alle zückten ihre Waffen und kämpften gegen den Wasserdachen. Doch die Bestie war zu schnell, sie konnten sie nicht erwischen.

„Valentinus, du gehst nach rechts!“, rief Angoria. „Lusia, du kommst von links!“ Angoria selbst griff von vorne an. Sie schoss dem Drachen einen Pfeil ins Auge, gleichzeitig hackte Valentinus ihm mit seinem Schwert die Zunge ab. Lusia zerfetzte ihm ihren Katzenpfote den Brustkorb. Der Drache hauchte seinen letzten Atemzug aus und starb.

„Das ging aber schnell!“, freute sich Lusia. „Was jetzt?“

Angoria sagte: „Wir suchen weiter. Irgendwo müssen Felexia und Anesia schließlich stecken!“

„*Hiilfee!*“

„Wartet – habt ihr das auch gehört?“ Angoria verengte die Augen. „Das war doch ein Hilferuf!“

„*Hiilfee!*“, tönte es wieder.

Angoria lief los, und rasch kam vor ihr ein Käfig in Sicht. Darin war eine kleine, gnomenhafte Gestalt eingesperrt. Sie fragte: „Wer bist du?“

„Ich heiße Sweet Felix. Der Drache, den ihr getötet habt, hielt mich hier gefangen und wollte mich verspeisen.“



Die Maskenbildnerin Silke Lindenberger zeigt hübsch-hässliche ...



... Make-up-Tricks und verwandelt junge Autorinnen in Elfen und Ungeheuer



Der Schlüssel zum Käfig hängt da hinten an einem Ast.“
Angoria holte den Schlüssel und befreite Sweet Felix. Der sagte: „Zum Dank will ich euch begleiten und euch helfen!“
„Das nehmen wir gerne an“, sagte Angoria. „Dann lasst uns weitersuchen!“
Sie durchquerten einen felsigen Küstenabschnitt, als sie ein Stück entfernt plötzlich einen Wolfsmenschen sahen. Er lief aufrecht auf den Hinterbeinen und sah sehr gefährlich aus. Rasch versteckten sie sich.
Lusia sagte: „Ich werfe einen Stein dort hinüber. Dann hört er das Geräusch und rennt hin, und wir können gefahrlos vorbei.“
Der Plan ging auf: Der Wolfsmensch hetzte dem Stein nach, der Weg war frei.
„Auf drei schleichen wir los“, flüsterte Angoria. „Eins, zwei ... drei! Los, kommt schon!“ Sie eilten los.
Da rief Angoria: „Halt, der Wolfsmensch kommt zurück!“
Doch es war schon zu spät: Bevor sie etwas unternehmen konnten, war das Monster herangesprungen, hatte Sweet Felix geschnappt und war mit ihm im zwischen den Felsen verschwunden.
Angoria rief: „Oh nein – Sweet Felix! Kommt, wir müssen ihn retten!“
Sie rannten los, folgten der Spur des Wolfsmenschen.
„Hilfee, Hilfee!“, hörten sie Sweet Felix irgendwo vor sich rufen.
„Wir kommen! Halt durch!“, rief Angoria.
Plötzlich hörte die Spur des Wolfsmenschen abrupt auf.

„Wo ist er hin?“, fragte Angoria Valentinus.
Der sah sie nur komisch an.
„Sag jetzt nicht, das Biest steht hinter mir?“
„Das Biest steht hinter dir!“, sagte Valentinus.
Angoria wirbelte herum. Hinter ihr lag Sweet Felix auf dem Boden. Über ihm stand der Wolfsmensch, der sich in diesem Augenblick jedoch zu verwandeln begann. Er wurde kleiner, verlor seinen Pelz, und schließlich stand ein dicklicher kleiner Junge vor ihnen.
„Du bist ein Werwolf“, stellte Angoria fest und half Sweet Felix auf.
Der Junge nickte. „Ich heiße Orbustus. Wenn ich in meiner Wolfsgestalt bin, mache ich manchmal komische Sachen.“
„Nicht so schlimm.“ Angoria sah ihn prüfend an. „Du scheinst dich hier auszukennen. Wir sind auf der Suche nach zwei Freundinnen. Willst du nicht mit uns kommen und uns helfen, sie zu finden?“
„Gerne“, sagte Orbustus.
„Ich werde eine Hundeleine aus Leder machen“, sagte Valentinus scherzhaft. „Damit du keine Dummheiten machst, wenn du wieder ein Wolf wirst.“
„Wo wir schon mal hier an der Küste sind, könnten wir unsere Suche auch auf Egonso ausdehnen“, schlug Lusia vor.
„Die Insel liegt nicht weit nordöstlich von hier.“
„Aber wie sollen wir dorthin kommen?“, fragte Valentinus.
In diesem Moment flatterten mehrere Phönixe von einem Baum ganz in der Nähe herab. Angoria ging langsam zu ihnen, aber die Phönixe wichen vor ihr zurück. Angoria sagte:

„Hey, bleibt ruhig. Ich tu euch nichts.“

Da verharrten die Phönixe. Angoria versuchte, sie zu streicheln ... es klappte. Sie hatte das Vertrauen der Tiere gewonnen. Nach einer Weile setzte sie sich probenhalber auf einen der prächtigen großen Vögel. Er ließ es geschehen. „Kommt, setzt euch auch auf einen Phönix“, rief sie ihren Begleitern zu. „Sie bringen uns nach Egonso!“

Die Phönixe erhoben sich in die Luft. Sie flogen die ganze Nacht. Es war kalt und windig und dunkel. Als sie schließlich landeten, war es noch immer finster. Die Freunde packten ihre Schlafsäcke raus und ruhten aus.

Als es am nächsten Morgen hell wurde, stellten sie fest, dass sie ganz in der Nähe eines großen Gebäudes geschlafen hatten. Über der Eingangstür stand: **EINHÖRNERHAUS**
Kurz überlegte Angoria, das Haus zu betreten, entschied sich dann aber dagegen. Nicht, weil sie Angst hatte, sondern weil ihnen die Zeit fehlte. Sie mussten endlich Felexia und Anesia finden!

Sie umrundeten das Haus. Dahinter war ein Stall, aus dem Einhörner schauten. Sie sahen wunderschön aus. Luscia ging zu den Einhörnern und fragte sie: „Sagt mal, habt ihr hier vielleicht kürzlich zwei Elbenmädchen gesehen?“

„Ja, das haben wir“, sagte eines der Einhörner. „Eine Hexe war bei ihnen. Sie hatte die beiden gefangen genommen und flog mit ihnen nach Südosten.“

„Wisst ihr zufällig, wohin sie wollte?“, fragte Luscia.

„Der Richtung nach könnte die Insel Belloso ihr Ziel gewesen sein“, sagte das Einhorn.

„Vielen Dank! Lebt wohl!“, sagte Luscia.

„Belloso?“, dachte Angoria. „Das wird noch ein langes Abenteuer werden ...“ Aber sie war froh, dass sie endlich eine Spur ihrer beiden Freundinnen gefunden hatten.

Auf den Rücken der Phönixe flogen sie zunächst weiter zur Insel Desno, die auf dem Weg lag. Hier landeten sie kurz, um herauszufinden, ob hier ebenfalls jemand die Hexe mit ihren beiden Gefangenen gesehen hatte.

Sie stießen auf ein kleines Zelt. Sie gingen hinein und sahen sich um, fanden aber nichts Hilfreiches. Als sie wieder ins Freie traten, stand plötzlich ein kräftig wirkender Junge vor ihnen. In den Händen hielt er schwere Steine, bereit zum Werfen. „Was habt ihr in meinem Zelt verloren?“, wollte er wissen.

„Wir sind auf der Suche nach zwei Freundinnen“, erklärte Angoria. „Und jetzt würden wir gerne weiter – wenn du uns bitte durchlassen würdest.“

„Ich lasse euch nur passieren, wenn ihr meinen Namen erratet!“, rief der Junge.

„Na schön“, erwiderte Angoria. „Heißt du Kai?“

„Nein“

„Hmm.“ Angoria sprach sich kurz mit den anderen ab, wer als Nächstes raten sollte.

„Heißt du Timo?“, versuchte es Valentinus.

„Nein“

„Heißt du vielleicht Connor?“, wollte Luscia wissen.

„Ja!“ Der Junge grinste. „Jetzt dürft ihr vorbei. Aber ich hätte da noch eine Frage ... Dürfte ich mitkommen? Hier ist es sooo langweilig!“

„Ja, klar“, sagte Angoria. „Vielleicht kannst du dich nützlich machen.“

Sie bestiegen wieder die Phönix und flogen weiter nach Beloso.

Dort fanden sie eine unwirtliche Sumpflandschaft vor. Sogleich machten sie sich auf die Suche.

Nach einer Weile hörten sie aus der Ferne zwei Stimmen, die um Hilfe riefen. Sie eilten den Stimmen nach, die sie zu einer alten, halb vergammelten Hütte führten. Im Innern fanden sie Felexia und Anesia, gefangen in einem Käfig aus Menschenknochen. Schnell befreiten sie die beiden und rannten hinaus.

In diesem Moment erschien eine alte, unsagbar hässliche Hexe. Sie schimpfte und spuckte, als sie sah, dass Angoria und ihre Beute befreit hatte. Schon setzte sie zu einem gefährlichen Zauberspruch an.

Doch Angoria zückte ihren Bogen und schoss der Hexe mitten ins Herz. Der Fluch, den die Hexe über die einstmalig schöne und grüne Insel verhängt hatte, war gebrochen.

Gemeinsam flogen alle zurück nach Hause, wo Angoria von ihrer Familie stürmisch begrüßt wurde. Plötzlich gratulierten ihr alle zum Geburtstag – sie hatte glatt vergessen, dass er heute war!

Völlig unerwartet küsste Connor sie. Prompt wurde Angoria rot. Als sie sich wieder etwas beruhigt hatte, wurde gefeiert, und Angoria erzählte ihrer Familie, was alles passiert war. Das war eine aufregende Geschichte.

Ein paar Jahre später heirateten Angoria und Connor.

Sie wurden sehr glücklich miteinander.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Charline Lemke (13)

Heimkehr nach Laputanien

Ich bin Akira Sokoto und bin 13 Jahre alt. Mein älterer Bruder Kyra und ich leben, seit wir klein waren, in einem Waisenheim. Wir können uns nicht mehr an unsere Eltern erinnern. Die Erzieher sagen, dass man uns weggegeben hätte, da ich angeblich die Tochter des Teufels sei. Aber das glaube ich nicht. Ich bin überzeugt davon, dass unsere Eltern uns nur beschützen wollten vor irgendetwas, und irgendwann werde ich herausfinden, wovor.

Es war ein schöner Morgen, und mein Bruder und ich machten uns für die Schule fertig. Wir zogen unsere schwarzen Schuluniformen mit den roten Streifen an und liefen zur Schule.

Nach ein paar Minuten waren wir da. Sofort hörte man die Fangirls meines Bruders. Auch seine Freunde standen am Tor. Mein Bruder lief voraus. Ich blieb zurück. Als ich durchs Schultor kam, fing das Getuschel an. So was wie: „Guckt mal, *das* soll die Schwester von Kyra sein?“ – „Einfach unmöglich.“ – „Sie hat es nicht verdient, mit ihm verwandt zu sein.“ – „Was hat sie schon, was wir nicht haben?“

Das Gerede war mir egal. Ich mochte meinen Bruder sowie-

so nicht sonderlich. Er war arrogant und tat immer so, als wäre er der Beste. Er war richtig eingebildet, tat so, als wäre ich noch ein kleines Kind. Das hasste ich an ihm.

Ich ging in meine Klasse, setzte mich auf meinen Platz, und ein paar Minuten später kamen die anderen Schüler, gefolgt von unserem Lehrer, Herrn Nizuko, und einem neuen Schüler. Nizuko sagte: „Ruhe, liebe Schüler! Heute möchte ich euch einen neuen Mitschüler vorstellen. Sein Name ist Niklas Matore. Er ist von England hierher nach Tokyo gezogen. Bitte behandelt ihn mit Respekt und kümmert euch ein wenig um ihn. Okay, Niklas ... Setz dich doch neben Akira. Da ist noch ein Platz frei.“

„Wer ist Akira?“, fragte Niklas kühl.

„Das Mädchen mit den blondsilbernen Haaren und den ozeanblauen Augen“, sagte der Lehrer.

Niklas setzte sich zu mir und stellte sich vor: „Hey ich bin Niklas. Und du?“

„Ich bin Akira. Freut mich nicht“, sagte ich desinteressiert.

„Du bist komisch“, sagte Niklas.

„Und du nervst! Jetzt lass mich in Ruhe, ich will aufpassen.“

„Schon gut“, antwortete Niklas.

„Ruhe da hinten! Oder haben Miss Sokoto und Mister Matore etwas zum Unterricht beizutragen?“, fragte der Lehrer.

„Nein Sir. Tut mir Leid“, sprach ich.

Die ersten beiden Stunden vergingen wie in Flug. Als ich gerade auf dem Weg in die Pause war, wurde ich auf einmal in die Abstellkammer gezogen.

„Hey was soll das?“, fragte ich aggressiv.

Vor mir standen Marie und ihre Freundinnen aus der „Ich-kleistere-mir-das-Gesicht-mit-Schminke-zu-und-trage-nur-die-kürzesten-Sachen“-Bande. Sie taten alles, damit man sie beachtete. Erbärmlich.

„Was wollt ihr?“, fragte ich.

„Du sollst dafür sorgen, dass uns dein Bruder mehr beachtet“, sagte Marie.

„Und wie soll ich das anstellen?“

„Tu es einfach! Sonst passiert was!“

„Ohhh, jetzt hab ich aber Angst!“

Schon kamen sie drohend auf mich zu. Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen, und mein Bruder Kyra kam herein.

„Was ist denn hier los?“, fragte er.

„Ach, gar nichts. Wir unterhalten uns nur ein bisschen mit deiner Schwester“, stotterte Marie.

„Ach ja? Leider wollte ich meine Schwester gerade mitnehmen“, sagte mein Bruder.

„Das ist in Ordnung, Kyra“, sagte sie.

Mein Bruder zog mich den Schulflur hinunter. Wir liefen ein Stück. Schließlich blieb Kyra stehen und sagte: „Dass du auch immer in solche Situationen geraten musst!“

„Was kann ich dafür, dass du so beliebt bist? Außerdem hätte ich das auch alleine geschafft, ohne deine Hilfe!“

„Ja, ja. Ist klar“, erwiderte Kyra spöttisch.

„Oh Mann! Du behandelst mich immer wie ein kleines Kind und machst dich über mich lustig. Das nervt!“ Ich riss mich von seinem Arm los und rannte den Flur hinunter.

Mein Bruder rief mir irgendetwas hinterher, doch ich igno-

rierte ihn. Vor lauter Wut merkte ich nicht, dass jemand vor mir ging, und rannte voll in die Person hinein. Ich landete auf dem Po.

„Hey, was soll das? Kannst du nicht aufpassen?“, zischte ich wütend.

„Wer ist denn hier in wen reingelaufen?“, fragte die Person zurück.

Ich sah auf und entdeckte Niklas, der neben mir am Boden lag. Er stand auf und streckte mir eine Hand hin, doch ich schlug sie weg, stand allein auf und klopfte mir den Staub von der Schuluniform. „Ich brauche deine Hilfe nicht“, erklärte ich. Dann ging ich an ihm vorbei auf den Schulhof, wo viele schöne Kirschbäume standen. Einer von ihnen war besonders, denn in seiner Rinde hatte sich ein „A“ gebildet, das für meinen Namen stand, wie sich später herausstellen sollte. Ich kletterte darauf, holte ein Mangaheft raus und entspannte mich.

Etwas später kam Niklas zum Baum und fragte mich lauter komische Sachen: „Weißt du eigentlich, wer deine Eltern waren? Oder warum du im Waisenheim bist? Ist dir und deinem Bruder irgendwann mal etwas Merkwürdiges passiert?“

Ich sprang vom Baum und baute mich vor ihm auf. „Das geht dich nichts, an du Spinner! Ich kann dich erstens nicht leiden, und zweitens bist du mir zuwider, also halt dich von mir und meinen Bruder fern!“

Ich kehrte zurück ins Schulgebäude und setzte mich in Flur auf eine Fensterbank mit schwarzen Vorhängen. Ich dachte darüber nach, wer dieser Kerl war. Ich hatte Angst vor ihm, was mich wütend machte. Ich war ihm doch noch nie begeg-

net ... oder doch? Oh, Scheiße – ich war total verwirrt. Auch mein Herz hatte angefangen zu schmerzen, mein Kopf ebenfalls, und ich spürte etwas Nasses auf meinen Wangen. Ich hatte angefangen zu weinen, ohne es zu merken! Ich wischte mir die Tränen aus dem Gesicht und schaute aus dem Fenster. Ich erschrak – meine Augen hatten sich grün gefärbt! Das war mir, als ich noch kleiner war, oft passiert. Vielleicht glaubten deswegen glaubten manche, ich sei die Tochter des Teufels. *Warum ich?*, dachte ich. *Ich bin doch ein ganz normaler Mensch wie die anderen, ich habe auch Gefühle! Es tut weh, dass sie immer so was sagen.*

Ich war so in Gedanken versunken, dass ich gar nicht merkte, wie jemand auf mich zukam. Erst als ich in eine Umarmung gezogen wurde und jemand sagte: „Es ist gut. Alles wird gut“, erkannte ich Kyra.

„Nichts wird gut, ich habe niemanden“, sagte ich.

„Das stimmt nicht! Du hast noch mich. Und jetzt geh wieder in den Unterricht!“

Als ich nach der Schule nach Hause kam, rannte ich direkt in mein Zimmer, das dekoriert war mit Plakaten und Zeugs rund um Vampire und andere mystische Wesen. Ich ging zu dem Käfig, in dem Kai wohnte, meine schwarze Fledermaus mit den blauen Augen. Ich öffnete die Käfigtür und ließ ihn raus. Sofort flog er in wilden Kreisen durchs Zimmer.

Da ging die Tür auf, und Kyra schaute rein. Prompt sauste Kai durch den Türspalt und war weg. Mein Bruder drehte sich um und fragte: „Was war denn das?“

„Das war meine Fledermaus! Los, schnell hinterher!“, sagte ich. Wir hetzten die Treppe runter und fanden Kai, der einer Erzieherin auf dem Kopf saß. Sie schrie: „Wer hat das Vieh hier reingelassen? Macht es weg, macht es weg!“

„Halt, das ist meine Fledermaus! Sie heißt Kai“, rief ich und nahm die Fledermaus rasch an mich.

„Jetzt reicht es aber! Immer machst du nur Probleme“, zischte die Erzieherin. „Zur Strafe wirst du jetzt mit deinem Bruder den Dachboden aufräumen!“

„Mann, du machst echt nur Probleme“, brummte Kyra auf dem Weg nach oben.

„Es ist nicht meine Schuld – *du* hast doch die Tür aufgemacht“, gab ich zurück. Wütend stiegen wir zum Dachboden hoch und fingen an zu putzen.

„Hier ist es total dreckig, und es riecht nach Käsefüßen!“, meckerte ich. „Wie lange war hier schon keiner mehr? Seit Millionen von Jahren?“

„Woher soll ich das wissen? Frag doch deine Fledermaus, die weiß es sicher“, sagte Kyra.

Ich hatte keine Lust, mich weiter mit ihm zu streiten, deshalb ging ich los und schaute mich ein wenig um. Im hinteren Teil des riesigen, finsternen Dachgeschosses entdeckte ich einen blauen Schrank mit schwarzen Edelsteinen als Verzierung. Er leuchtete! Er roch auch komisch, irgendwie nach Metall. Das Einzige, was ich kannte, das auch so roch, war Blut. Das fand ich merkwürdig. „Hey Kyra“, rief ich. „Ich habe einen komischen Schrank gefunden. Ob ich ihn mal aufmache?“

„Nein! Stopp, warte! Tu es nicht, das gibt nur wieder Ärger“, rief mein Bruder.

Ich ignorierte ihn und versuchte, den Schrank zu öffnen. Aber er war verschlossen. „Abgeschlossen“, sagte ich.

„Ein Glück! Akira Sokoto, mach so was nie wieder“, sagte mein Bruder.

In diesem Augenblick ging die Tür des Schanks von ganz allein auf. Ein unerklärlicher Sog packte uns und zog uns hinein. Alles um uns herum war schwarz. Ich konnte nicht die Hand vor Augen sehen. Mein Körper kribbelte, ich zitterte am ganzen Leib.

„Na toll. Super gemacht!“, rief Kyra.

„Was denn? Ich hab doch gar nichts gemacht. Du warst das!“, antwortete ich.

„Ja, klar. Jetzt ist auch das wieder meine Schuld!“

In meiner Armbeuge piepste es. Kai schien sich hier auch nicht recht wohl zu fühlen.

Minuten vergingen ... oder waren es Stunden? Schließlich erkannte ich ein helles Licht am Ende eines schwarzen Lochs. Ich machte die Augen zu und wartete, was passierte. Plötzlich spürte ich etwas Weiches unter meinen Füßen.

Als ich die Augen wieder öffnete, sah ich eine schöne Wiese mit Blumen, und ich roch einen herrlichen Duft von Flieder. Ich drehte mich zu meinem Bruder um und erschrak, als ich seine Klamotten sah. Er betrachtete unterdessen meine.

Gleichzeitig riefen wir: „Was hast *du* denn da an?“ – „Wieso ich? Ich hab was ganz Normales an!“ – „Hör auf, mir alles nachzusprechen!“

„Zumindest sehe *ich* nicht aus wie ein adliges Monster“, stellte ich klar.

„Und ich nicht wie eine Prinzessin“, entgegnete Kyra.

„Hä? Wie jetzt?“

„Guck dich doch mal an!“

Ich sah an mir herunter und erschrak erneut. Ich hatte ein golden und silbern glitzerndes Kleid an, ein Kreuzhalsband, eine Krone mit roten Diamanten und Glasschuhe. Aber das war immer noch besser als das, was mein Bruder trug: Er hatte ein blaues Jackett und ein weißes Hemd an, dazu eine schwarze Krawatte, eine schwarze Hose, einen blauen Hut, schwarze Schuhe, sowie eine Kreuzkette. Rechts an seiner Hüfte hing ein Katana, links eine Pistole.

„Verdammt ... Das hätte nicht passieren dürfen“, nuschelte Kyra.

Ich wollte ihn gerade fragen, was er damit meinte, als ich bemerkte, dass Kai weg war. Ich machte mich sofort auf die Suche nach ihm.

„Hey, wo willst du hin?“, fragte mein Bruder verständnislos.

„Nach was sieht es denn aus? Ich gehe Kai suchen, was sonst?“

Ich rannte los.

Sofort kam mein Bruder hinter mir her. Wir liefen gerade an einen Baum vorbei, da sah ich Kai auf einen Ast sitzen. „Dir gefällt es hier, was?“, sagte ich. „Aber jetzt komm runter, wir müssen einen Weg zurück nach Hause finden!“

„Ja, und zwar schnell wie möglich“, nuschelte Kyra.

„Was hast du gesagt?“

„Nichts, gar nichts.“

„Seitdem wir hier sind, verhältst du dich irgendwie komisch“, stellte ich fest. „Ist alles in Ordnung?“

„Es ist alles gut. Jetzt vom Baum runter, Kai!“, sagte Kyra streng.

Ohne Vorwarnung stürzte Kai vom Baum zu Boden.

„Kai!“, schrie ich voller Panik.

Und plötzlich lag da auf der Wiese keine Fledermaus mehr, sondern ein Junge mit blauen Haaren und grünen Augen.

„Cool, Kai ist ein Vampir!“, rief ich begeistert. „Ich wusste, dass es welche gibt, und jetzt ist Kai der lebende Beweis.“

„Freut mich auch, Sie wiederzusehen, Mylady“, sagte Kai.

„Und natürlich auch Sie, Kyra! Willkommen zurück in LAPUTANIEN – dem Land, wo nicht alles so ist, wie es scheint!“

„Laputanien?“, wiederholte ich verwirrt.

„Ja, natürlich! Ihr Rei-“ Weiter kam er nicht, denn mein Bruder hielt ihm eine Hand vor den Mund und zog ihn beiseite.

„Halt den Mund!“, zischte er „Du kannst froh sein, dass ich dich all die Jahre in Ihrer Nähe gelassen habe, du Bestie. Sie ist noch nicht bereit für all das!“

Ich versteckte mich hinter dem Baum und wollte den beiden weiter zuhören, als auf einmal ein gelbes, oktopusartiges Lebewesen vor mir stand. Es trug einen Anzug.

„Hallöchen! Willkommen in Laputanien“, sagte es.

Ich erschrak und taumelte von ihm weg.

„Luxius! Musst du Akira so erschrecken?“, fragte Kai das Ding.

„Ah, Luxius. Lange nicht gesehen“, sagte mein Bruder.

Wie jetzt?, dachte ich. Woher kennt er denn dieses Ding? Alles war so verwirrend, dass ich laut zu lachen anfing. Alle guckten mich blöd an.

„Warum lachst du?“, fragte Kyra.

„Ihr wollt mich doch veraschen, oder? Irgendeiner deiner Freunde hat sich als komisches Oktopusding verkleidet, und damit wolltet ihr mich erschrecken.“

„Sie müssen nicht gleich frech werden, Mylady“, erwiderte der Oktopus. „Ich bin kein komischer Oktopus, sondern ein Oktubulle.“

„Ha, ha – ist ja noch besser!“, rief ich. Ich ging auf ihn zu und fasste seine Hände an, die gelblich und eklig waren und rochen wie die alte Driessela aus dem Waisenheim – und ich sag, euch die stinkt! Jetzt bekam ich Angst und hockte mich mit angewinkelten Beinen unter den Baum.

„Also, Luxius, wir müssen hier dringend weg“, befand mein Bruder. „Es ist hier zu gefährlich. Weiß du, wie wir am schnellsten wieder zur Erde zurückkommen?“

„Zurück kommt ihr nur mit dem Amulett des Mindus“, sagte Luxius.

„Okay. Und wo befindet es sich?“, fragte Kyra.

„Oh ... dorthin wollt ihr nicht!“

„VERDAMMT noch mal, Luxius! Sag uns, wo es versteckt ist!“, schrie mein Bruder

„Schon gut, beruhige dich! Es ist bei König Forkorrto“, sagte Luxius.

„Nein, *da* können wir unmöglich hingehen“, knurrte Kyra. „Wir müssen eine andere Lösung finden.“

„Es gibt keinen anderen Weg. Tut mir leid, Kyra, aber ich glaube, mit eurem Versteckspiel auf der Erde ist es vorbei“, sagte Luxius.

„Nein! Niemals! Ich werde mein Versprechen halten!“, rief mein Bruder.

„Sag mal, Luxius ...“, hob Kai an. „Könntest du uns vielleicht nach Marrkron bringen? Da ist mein altes Zuhause. Vielleicht finden wir dort Hilfe?“

„Und du, Akira, kommst jetzt unter dem Baum hervor. Du bist kein kleines Kind mehr, also benimm dich auch nicht so“, sagte mein Bruder.

Ich stand auf und ging zu den dreien hinüber.

„Haltet euch an mir fest, es wird sehr schnell gehen“, sagte Luxius.

Wir klammerten uns an ihm fest, und er erhob sich in die Luft.

„Wow! Ich glaube, wir fliegen zehnmal so schnell wie ein Flugzeug“, rief ich. „Nein, fünfundzwanzigmal so schnell“, widersprach Kyra. „Wir fliegen mit *Mach 25*.“

„Klugscheißer!“

Nach etwa einer Stunde landeten wir.

„Willkommen in Marrkron, meinen Heimatdorf“, rief Kai

„Cool, hier gibt es ja noch mehr von deiner Art“, stellte ich erstaunt fest.

„Komm, Akira, wir fragen den Vampirältesten, ob er einen Rat für euch hat“, sagte Kai.

„In Ordnung“, rief ich und rannte los.

„Aber bleib in der Nähe, und sprich nicht mit Fremden“, ermahnte mich Kyra.

„OK, OK schon gut“, sagte ich sarkastisch.
„Herrje ... Sie ist genau wie ihre Mutter“, hörte ich Kyra noch zu Luxius sagen.
Wie unsere Mutter? Hatte er sie und unseren Vater etwa doch gekannt? Warum verheimlichte er mir das? Ich war doch seine Schwester!
Verwirrt eilte ich hinter Kai her. Nach ein paar Minuten kamen wir zum Haus des Vampirältesten.
„Wer seid ihr?“, fragte ein Junge mit blauen Haaren und blauen Augen aggressiv.
„Beruhige dich, Senus. Wir sind hier, um mit dem Ältesten zu sprechen“, sagte Kai. „Kai – bist du das etwa?“, rief Senus.
„Ja, alter Freund! Lange nicht gesehen.“
„Eine halbe Ewigkeit! Wie geht es dir? Und wer ist das Gänseblümchen neben dir?“, fragte Senus.
„Oh, mir geht es gut, danke. Und das Gänseblümchen, wie du sie nennst, ist Akira.“
Ich sah verdattert zwischen den beiden hin und her, bis ich merkte, wen sie mit „Gänseblümchen“ meinten. „Wen nennst du hier Gänseblümchen, Blutsauger?“, fragte ich wütend.
„Oho – ein wildes Gänseblümchen!“, erwiderte Senus belustigt. „Was wollt ihr vom Ältesten, Kai?“
„Wir wollen ihn fragen, wie Akira und Kyra zur Erde zurückkehren können.“
„Dann kommt mal mit!“
Wir folgten Senus in das Haus. Es hatte blau-schwarz gestreifte Wände, auf dem Boden lagen rote Teppiche. Vor allem aber roch es ganz stark nach Blut, doch ich beachtete

dies gar nicht. Denn wir kamen in einen Raum, wo ein riesiger Sessel stand. Darin saß ein uralter Mann mit weißen Bart, weißen Haaren und roten Augen.
„Herr, hier sind zwei Gäste, die Sie sehen wollen“, sagte Senus, verbeugte sich und ging.
„Was wollt ihr so dringend wissen?“, fragte der Älteste.
„Oh, großer Ältester, wir wollten wissen, ob es noch eine andere Möglichkeit gibt, zurück auf die Erde zu kommen, außer mit dem Amulett des Mindus?“, fragte Kai.
„Ist es etwa schon wieder passiert?“, fragte der Alte. „Das zweite Mal, dass sich ein Mensch hierher verirrt hat? Aber ... Nein, es tut mir leid. Das Amulett ist der einzige Weg. Habt ihr noch eine Frage?“ fragte der Älteste.
Bevor Kai das verneinen konnte, rief ich: „Wissen Sie vielleicht, wer meine Eltern sind? Und ich? Was ist in meiner Vergangenheit passiert? Jeder hier scheint mich zu kennen. Ich will es wissen, sonst ...“
Plötzlich hielt mir Kai den Mund zu. „Ha, ha ... Akira und ihre Witze! Danke, Ältester, das war alles.“ Hastig zerrte er mich nach draußen, wo er die Hand von meinem Mund nahm.
„Was sollte das denn?“, beschwerte ich mich. „Ich hätte endlich erfahren können, wer ich bin. Aber du hast alles kaputtgemacht!“
„Es tut mir leid, aber es ging nicht anders.“
„Ich will nicht mehr wie ein kleines Kind behandelt werden! Und ich will endlich wissen, wer ich wirklich bin“, rief ich wütend.

„Das darf ich Ihnen leider nicht sagen, Mylady“, erklärte Kai. In diesem Moment kamen aus den dichten Nebelschwaden, die das Dorf schon seit einer Weile einhüllten, eigenartige Fledermauswesen mit Flughäuten, spitzen Ohren und riesigen Füßen hervor. Sie ritten auf Wölfen, und wo die Bewohner des Dorfes sie erblickten, rannten sie schreiend in ihre Häuser und verrammelten alles.

„Wer sind die?“, fragte ich.

„Das sind die Forkorrten, die Diener von König Forkortos“, erklärte Kai. „Er sucht schon seit Langem eine ganz bestimmte Person, und dafür geht er über Leichen. Kommen Sie! Wir verstecken uns in Senus' Haus, er ist bestimmt auch schon dort.“

Kai rannte mit mir zu Senus' Haus. Wir klopfen, und Senus ließ uns ein. Drinnen zog mich Kai unter ein Fenster.

„Wir wissen, das ihr hier seid!“, donnerte plötzlich eine tiefe, furchteinflößende Stimme von draußen. „Kommt und stellt euch, sonst brennen wir das Dorf nieder!“ Die Stimme ließ mir einen Schauer über den Rücken laufen.

Kai nahm mich in den Arm und sprach: „Haben Sie keine Angst, Mylady! Sie werden Ihnen nichts tun, dafür werde ich sorgen. Ich werde Sie mit meinem Leben beschützen.“

„Wo sind Kyra und Luxius?“, fragte ich.

„Ihnen geht es sicher gut, keine Sorge“, sagte Kai.

„Wenn bei Drei keiner hier draußen steht, schlitzten wir allen hier im Dorf die Kehle auf! ICH ZÄHLE JETZT: eins, zwei ... uuuund ...“

Da ertönte draußen eine zweite, mir sehr vertraute Stimme: „Hier bin ich! Was wollt ihr von diesem Dorf?“, fragte mein Bruder.

„Kyra“, hauchte ich erschrocken.

„Dieser Narr! Sie werden ihn umbringen“, sagte Kai leise.

„Wir müssen ihm helfen! Er ist doch der Einzige, den ich habe“, rief ich hysterisch.

„Dich kenne ich doch!“, dröhnte der Anführer der Fledermaustypen. „Du bist Kyra Leon Demarya, ein Ritter aus der Familie Saphias, der Sohn des mächtigen Ritters Serkulis Demarya!“

„Ganz recht. Und du erbärmlicher Wicht wirst nicht länger dieses Dorf bedrohen“, sagte Kyra.

Ritter aus der Familie Saphias? Sohn von Serkulis Demarya?, dachte ich. Und dieser Hass in den Augen meines Bruders ... Was war hier bloß los?

„Schnappt ihn euch! Er wird uns zu Lady Saphia bringen“, brüllte der Fledermausmann.

„Wie sollte das gehen? Ihr habt sie umgebracht, sie wird nie wieder zurückkommen“, rief mein Bruder zornig.

Gleichzeitig griffen die Fremden meinen Bruder an. Sie stürzten sich mit Messern, Schwertern und Katanas auf ihn. Mein Bruder versuchte sich zu wehren. Dies gelang ihm zunächst recht gut, aber es waren einfach zu viele Angreifer. Schließlich stürzte er, und sie schlitzten ihm die Arme auf und verletzten ihn schwer am Bauch. Senus hielt mir die Augen zu und sagte: „Das ist nichts für unschuldige Augen!“

Ich hörte, dass die Haustür geöffnet und wieder geschlossen wurde.

„Wer war das?“, fragte ich.

„Kai, aber mach dir keine Sorgen“, sagte Senus.

Draußen ging Kai zu den Angreifern und befahl ihnen, sein Dorf in Ruhe zu lassen. Weiter sagte er, er wisse, wo Lady Saphia sei, aber er werde es nicht verraten, denn er wolle nicht länger unter der grauenvollen Herrschaft eines brutalen, mordlüsternen Königs leben.

„Das werden wir noch sehen!“, brüllte der Anführer der Kreaturen. „Wir bringen dich jetzt zunächst einmal zu ihm!“

„Dann lass uns gehen.“ Kai folgte ihnen ohne Widerstand zu leisten.

Nach ein paar Minuten konnte ich ihre Stimmen nicht mehr hören. Da wusste ich, dass Kai und die Angreifer weg waren. Senus nahm seine Hände wieder von meinen Augen. Ich sprang auf und lief, so schnell ich konnte, zu meinem Bruder, um zu sehen, was mit ihm passiert war. Er lag am Boden, atmete schwer und sah ganz verunstaltet aus.

„Geht es dir gut?“, fragte ich.

„Ja, ich bin in Ordnung“, sagte er und spuckte eine Ladung Blut aus.

„Wir müssen dich verarzten! Wo ist Luxius? Wir müssen dich ins nächste Krankenhaus fliegen“, sagte ich, den Tränen nahe.

„Du Dummerchen! Hier gibt es keine Krankenhäuser. Das müsstest du doch eigentlich wissen“, erwiderte Kyra beinahe belustigt.

Senus kniete sich neben uns, er hatte plötzlich rot unterlaufene Augen. Er befahl mir, Kyra sofort in seine Hütte zu bringen – angesichts des verlockenden Blutgeruchs könne er für nichts garantieren.

Ich trug Kyra so schnell wie möglich in Senus' Hütte. Währenddessen holte sich Senus einen Blutbeutel aus der Abstellkammer und trank ihn hastig aus. Dann half er mir, die Verletzungen meines Bruders zu verarzten, vor allem die offene, tiefe Wunde an seinem Bauch.

Als mein Bruder langsam wieder zu Kräften kam, fragte ich ihn, was die Angreifer wohl mit Kai vorhätten.

Er antwortete: „Sie werden ihn zu Tode quälen, bis er Ihnen sagt, wo sich Lady Saphia aufhält!“

„Ich muss ihn retten! Ich lasse ihn nicht im Stich! Wer hilft mir dabei?“, rief ich.

„Nein, das tun wir ganz bestimmt nicht!“, sagte Kyra. „Wir warten ab, was passiert. Nur so kann dir nichts passieren.“

Senus stimmte meinem Plan zu, aber Kyra wollte sich darauf nicht einlassen. Ich schnauzte ihn an und befahl ihm, dass er sich nicht so aufspielen solle, schließlich sei *er* es ja eigentlich gewesen, der von den Fledermaustypen gesucht und angegriffen worden war. Kyra erwiderte, dass ich nicht einmal einen dieser Krieger im Kampf besiegen könnte. Ich antwortete, dass ich ihm wenigstens nichts verheimliche, und fragte ihn ganz direkt, ob er mir irgendetwas zu sagen habe.

„Nein“, sagte er und forderte dann, dass ich mich ausruhen solle, da es schon spät war.

Ich ging ich ins Wohnzimmer, legte mich auf ein rotes Sofa und schlief sofort ein.

Am Morgen stand ich auf und ging an die frische Luft. Sie roch wieder nach Lavendel.

„Guten Morgen“, sagte da jemand hinter mir. Ich drehte mich um und sah Senus, dem ich ebenfalls einen guten Morgen wünschte. Ich fragte ihn, ob wir gemeinsam losziehen wollten, Kai zu retten. Er sagte ja und wollte sofort aufbrechen.

Aber Kyra hatte alles mitgehört und stürmte aus der Hütte und auf uns zu. „Ihr wollt doch nicht ohne mich los, oder?“, rief er. „Ich lasse euch da sicherlich nicht alleine hingehen!“ Ich erklärte ihm, dass er zu schwer verwundet sei, um mitzukommen.

„Lass ihn doch, wenn er unbedingt will“, sagte Senus. „Zu dritt sind wir immer noch stärker als zu zweit.“ Er machte Anstalten aufzubrechen.

Kyra und ich folgten ihm. Und so begann unser Abenteuer in einer anderen Welt ...

– Fortsetzung folgt –

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit	5
„Grusel, Spannung fremde Welten“	7
„Es kann einfach jeder Sch**ß passieren!“	10
Rizzos Reise in die Zukunft – Ricco Rainski (13).....	14
Die Geschichte von Miria und Maximus – Lisa-Marie Bär (14)	25
Die Reise von Alleksus – Alex Kirf (14)	39
Fotosafari auf fantastische Tierwesen – Lisa Elke Roos (16)....	43
Auserwählt – Lara Altmayer (15)	47
Angorias großes Abenteuer – Melissa Hesidenz (15).....	67
Heimkehr nach Laputanien – Charline Lemke (13)	77